Die indische See, die an die mittägliche Küste Asien schlägt, ist von dem großen mittäglichen Meer durch eine Kette von Seebergen getrennt, die bey der Insel Madagascar anfängt, bis nach der Insel Sumatra fortläuft, wie es die Inseln, Untiefen und Felsen zeigen, die sich diese ganze Strecke lang befinden, und sich mit dem Land Diemen und Neu-Guinea vereiniget. Hr. Buache, der Erdbeschreiber, welcher die Erde als Naturforscher beobachtet und die Karte der Erde nach diesem Grundsatz entworfen hat, behauptet, daß das zwischen dieser Inselnkette und dem mittäglichen Theil von Asien eingeschloßne Meer in drey große Kessel, wovon die Gränzen in der That auch durch die Natur angegeben sind, abgetheilt sey.

Der erste dieser Kessel, der gegen Westen zu, zwischen Arabien und Persien liegt, ist gegen Süden durch diese Kette von Inseln, die sich vom Vorgebürg Komorin und den Maldivischen Eylanden bis zur Insel Madagascar erstreckt, begränzt. Dieses ist der Kessel, welcher ins feste Land hinein geht, und da zwey große Meerbusen, den Persischen und das rothe Meer macht. Der zweyte dieser Kessel macht den Bengalischen Meerbusen aus. Der dritte ist der große Archipel, wel-

Rußland durch das sogenannte Eismeer nach Indien zu segeln, weil aber das Schiff nicht zu rechter Zeit fertig geworden, sey vermuthlich diese Fahrt 1773. angestellt worden. Welches beweiset, daß die Russen noch gar nicht glauben, daß ihre Erfahrungen über das Eismeer die Sache völlig entscheiden.

dern ausgebreiteten Religionen kennen zu lernen †). Er war frey von dem Aberglauben, womit ihn seine mahometanische Erziehung eingenommen hatte, und wollte mit eignen Augen urtheilen. Es war ihm was sehr leichtes, alle Religionen kennen zu lernen, welche alle nichts wünschen, als Anhänger zu bekommen; aber sein Vorhaben mislang ihm, da er es mit den Indianern zu thun hatte, denn sie wollen niemand an ihren Geheimnissen Theil nehmen lassen.

Alle Macht und alle Versprechungen Akbars konnten die Braminen nicht dazu bewegen, ihm die Lehrsätze ihrer Religion zu entdecken. Daher nahm dieser Fürst seine Zuflucht zur List. Das Mittel, das er ersann, bestand darinn, diesen Priestern ein junges Kind, mit Namen Feizi, als einen armen Waysen aus dem priesterlichen Stamm zu senden: denn dieser kann allein zu den heiligen Geheimnissen des Gottesdienstes zugelassen werden. Feizi, den man zu der Rolle, die er spielen sollte, wohl abgerichtet hatte, wurde heimlich nach Benares, dem Sitz der Wissenschaften in



†) Die Geschichte des Feizi, eines Bruders des Abul-Fazil, Staatssekretärs des Akbars, ist in Indien berühmt. Sie ist hier wörtlich aus Alexander Dows Geschichte von Hindostan genommen. Allein sie sieht einem Romane zu ähnlich, als daß man sie für gewiß halten könnte. Dow selbst trägt sie als ungewiß vor. So viel erhellt auch aus der erdichteten Erzählung, und aus andern Zeugnissen, daß die Indianer keine Proselyten haben wollen, und gewiß einem solchen, sollten sie ihn auch annehmen, die Geheimnisse ihrer Religion, und den Inhalt ihrer heiligen Bücher durchaus nicht bekannt machen würden.

Hindostan geschickt. Da nahm ihn ein gelehrter Bramine auf, und erzog ihn mit so vieler Zärtlichkeit, als ob es sein Sohn gewesen wäre. Nach einem zehenjährigen Unterricht wolte Akbar den Jüngling wieder zurückkommen lassen, aber dieser war von den Reitzen der Tochter seines Lehrers eingenommen.

Die Frauenspersonen aus dem priesterlichen Geschlecht sollen die schönsten in Hindostan seyn. Der alte Bramine widersetzte sich nicht dem Fortgang der Leidenschaft beyder Verliebten. Er war dem Feizi gewogen, der durch sein Betragen und durch seine Gelehrigkeit sein ganzes Herz gewonnen hatte, und bot ihm seine Geliebte zur Ehe an. Nun konnte der junge Mensch, zwischen Liebe und Dankbarkeit getheilt, den Betrug nicht länger fortspielen. Er wirft sich dem Braminen zu Füßen, entdeckt ihm die List, und bittet ihn, ihm sein Verbrechen zu vergeben. Der Priester, ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen, ergreift den Dolch, den er an seinem Gurt trug, und er hätte sich damit das Herz durchstoßen, wenn Feizi ihm den Arm nicht zurück gehalten hätte. Dieser Jüngling versuchte alles, um ihn zu beruhigen, und betheuerte, er wäre bereit, alles zu thun, um seinen Betrug wieder gut machen. Der in Thränen schwimmende Bramine versprach, ihm zu vergeben, wenn er schwören wollte, die Vedas oder heiligen Bücher niemals zu übersetzen, noch das Glaubensbekenntniß der Braminen jemals jemanden zu offenbaren *). Feizi versprach alles ohne

*) Im Dow steht ( nor repeat the creed of the Hin-

ohne Bedenken, und wahrscheinlich hielt er Wort.

Von unfürdenklicher Zeit her waren die Braminen die einzigen Bewahrer der Bücher, Kenntnisse und der bürgerlichen und gottesdienstlichen Einrichtungen, und sie hielten solche so geheim, daß der Anblick des Tods mitten unter den Martern ihnen solches nicht abgenöthigt hatte. Jeder Art von Schrecken oder Verführung widerstanden sie; bis ganz neuerlich Hr. Hastings, der General-Gouverneur der englichen Besitzungen in Bengalen, und der aufgeklärteste unter den nach Indien gekommenen Europäern das Gesetzbuch der Indianer bekommen hat. Er bestach einige Braminen; andern zeigte er das lächerliche und unschickliche ihrer geheimnißvollen Verbergung. Die Alten, welche ihre Erfahrung und Studien über die Vorurtheile ihrer Caste erhoben hatte, ergaben sich seinen Absichten in der Hofnung, eine freyere Ausübung ihrer Religion und Gesetze dadurch zu erlangen. Es waren ihrer Zwölf, davon der älteste achtzig, der jüngste aber nicht weniger als fünf und dreisig Jahr alt war. Sie brachten achtzehn samskretische Original Schriftsteller zusammen; und die Sammlung der Gedanken, die sie

daraus

Hindoos) noch das Glaubensformular der Indier herzusagen; welches zwar allenfalls das bedeuten kann, was der Verf. hier sagt: aber es kann auch seyn, daß die Braminen allein dies Formular hersagen, herbetten dürfen, und daß, weil der Bramine erfuhr, daß Feizi nicht aus dem heiligen Stamme war, er ihm auferlegte, keine braminische Verrichtung je zu thun.

hat. Wer soll aber diese Leute unterbringen, kleiden, unterhalten?

Die Indianer machen kein Testament. Die Grade der Verwandschaft bestimmen das Erbrecht.

Der Erbtheil des Kinds, welches eine gute Erziehung hat, soll doppelt so groß seyn, als der des unwissenden Kinds.

Fast alle Gesetze über Eigenthum, Erbfolge und Theilungen kommen mit den römischen Gesetzen überein; weil die Vernunft und Billigkeit zu allen Zeiten die nemlichen Regeln vorschreiben, wenn anders diese nicht durch närrische Gebräuche und übertriebene Vorurtheile, deren Ursprung sich in das Dunkel der Zeiten verliert, eingeschränkt werden; oder ihr Alterthum nicht die Oberhand gegen den Menschenverstand erhält, und wegen welcher der Gesetzgeber verzweifelt.

Wenn bey dem Gerichtshof eine Ungerechtigkeit begangen worden ist, wird die Schadensersetzung unter allen, die dazu beygetragen haben, selbst den Richter nicht ausgenommen, vertheilt. Zu wünschen wäre, daß überall der Richter angeklagt werden könnte. Hat er aus Unverstand übel gesprochen, so ist er schuldig; ists aus Vorsatz geschehen, so ist er noch viel mehr darzu verbunden. Ungeachtet der falsche Zeuge zur gleichen Strafe verdammt wird, ist doch falsches Zeugniß gegen eine wahrhafte Aussage, die dem Schuldigen die Todesstrafe zuziehen würde, erlaubt. Welche befremdende Verknüpfung von Weisheit und Thorheit!

In der Noth kann der Mann sein Eheweib einem andern, wenn sie dazu einwilligt, überlassen; der Vatter den Sohn verkauffen, wenn

„ werden, kann die Obrigkeit des Himmels versi-
„ chert seyn. Ihr Reich wird blühen, Ruhm
„ noch in ihrem Leben sich ausbreiten; und auch
„ der Lohn nach ihrem Tod werden, wenn die
„ Schuldigen strenge bestraft worden sind.
„ Denn, spricht das Gesetzbuch mit eben so vielem
„ Nachdruck, als Bestimmtheit, die Bestrafung
„ ist die Obrigkeit; die Bestrafung flößt jeder-
„ mann Schrecken ein, ist der Vertheidiger des
„ Volks; sein Beschützer im Unglück; der Wächter
„ des Schlafenden; die Strafe mit schwarzen Gesicht
„ und rothem Auge ist der Schröcken des Frevlers.„

Trotz der Fehler dieses Gesetzbuchs, davon die gar zu große Vorliebe für die Priester und die gar zu große Strenge gegen das weibliche Geschlecht, am auffallendsten sind, rechtfertigt jedoch dasselbe die große Hochachtung für der Braminen Weisheit in den ältesten Zeiten. Wenn bey der großen Menge von durchgedachten Gesetzen, welche man darunter findet, einige gar zu nachsehend oder zu scharf zu seyn; andre niederträchtige oder unanständige Handlungen vorzuschreiben; auf geringe Verbrechen grausame Strafen oder leichte Züchtigung auf grobe Verbrechen zu legen scheinen, wird der weise Mann, ehe er über solche lästert, die Umstände erwägen, welche öfters einem Gesetzgeber nicht gestatten, seinem Volk beßre Gesetze, als es fähig ist, zu geben. Er wird ohne Zaudern aus der großen Regelmäßigkeit der samskretischen Sprachlehre, aus dem Alter dieser ehehin gemeinschaftlichen und bisher seit langer Zeit unbekannten Sprache, und aus der Verfertigung eines so umständlichen Gesetzbuchs, als das indianische ist, schließen, daß in Indien eine

große Reihe von Jahrhunderten zwischen der Barbarey und der Aufklärung verflossen ist, und daß die Priester sich durch ein geheimnißvolles Verbergen, das aber die Verfeinerung auf allen Seiten aufgehalten hat, gegen ihre Mitbürger und auch die Auswärtige sich strafwürdig gemacht haben.

Das Siegel, welches dem Braminen den Mund verschlossen hat, ist zerbrochen; und man darf vermuthen, daß eine vielleicht nicht mehr ferne Zukunft uns die übrigen Merkwürdigkeiten von der Indianer alten Religion und Rechtswissenschaft aufklären wird. Bis dieses geschieht, wollen wir nun sehen, welches ihr gegenwärtiger Zustand ist, und einige Züge, welche in dem Abriß ihrer Staatsverfassung und ihre Glaubenslehren fehlen, ergänzen.

Die Braminen, die allein die Sprache des heiligen Buches verstehen, bedienen sich des Texts desselben, wozu man von jeher heilige Bücher gebraucht hat. Sie finden darinnen alle Sätze, die ihnen die Einbildung, der Eigennutz, die Leidenschaften, und der falsche Eifer eingeben. Das Geschäft von Erklärern der Religion, das sie ausschlußweise besitzen, hat ihnen über das Volk eine unumschränkte Gewalt verschaft, so wie es Betrüger und Fanatiker über Menschen haben müssen, die nicht den Muth besitzen, auf die Eingebungen ihrer Vernunft und ihres Herzens zu hören.

Alle Völker vom Indus bis zum Ganges, erkennen den **Vedam** für das Buch, das die Grundsätze ihrer Religion enthält. Aber die meisten denken in den Hauptgrundsätzen der Glaubens- und Sit-

lendste Beweis für das ungeheure Alterthum der Indianer angesehen werden. Nichts scheint dem natürlichen Fortgang der Gesellschaft mehr zuwider zu seyn, als diese Abtheilung von Classen unter den Gliedern eines Staats. Ein solcher Gedanke hat sich nur auf ein überdachtes Gesetzgebungssystem gründen können, bey welchem man schon einen sehr fortgerückten Zustand von Sittlichkeit und Erleuchtung voraus setzen muß. Aber noch sonderbarer ist es, daß eine solche Gewohnheit sich durch viele Jahrhunderte hin erhalten hat, nachdem der Grund und das Band derselben zerstört worden ist. Das ist ein merkwürdiges Beyspiel von der Macht der durch Religionsbegriffe geheiligten Nationalvorurtheile.

Die Verschiedenheit der Kasten bemerkt man gleich beym ersten Anblick. Die Glieder jedes Stamms haben unter sich eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit. Diese äussert sich in der nemlichen Leibesbeschaffenheit, Wuchs, Laut der Stimme, und Schönheit oder Mißgestalt. Allen Reisenden, auch denen von nur wenig Beobachtungsgeist ist diese Familien Aehnlichkeit aufgefallen.

Es giebt verschiedene Klassen von Braminen. Einige in der Gesellschaft vertheilt, sind größtentheils schlechte Leute. Da sie überzeugt sind, der Fluß Ganges reinige sie von allen Verbrechen, und sie nicht unter die bürgerliche Obrigkeit gehören, so haben sie keinen Zügel, und keine Tugend. Man findet nur noch bey ihnen etwas von dem Mitleiden, von der Menschenliebe, die in dem sanften Himmelsstrich von Indien so gewöhnlich ist.

Die andern leben fern von der Gesellschaft, und das sind entweder Blödsinnige oder Schwärmer, die sich dem Müssiggang, Aberglauben, und der Raserey der Metaphysik überlassen. Man findet in ihren Zänkereyen die Begriffe unsrer berühmtesten Metaphysiker, die Substanz, Accidens, Priorität, Posteriorität, Immutabilität, Indivisibilität, die Seele des Lebens und der Empfindung: nur mit dem Unterschied, daß diese schönen Entdeckungen in Indien sehr alt sind, und daß Petrus Lombardus, St. Thomas, Leibnitz, Mallebranche erst seit sehr kurzer Zeit Europa über die Fruchtbarkeit des Geistes, womit sie diese Träumereyen erfanden, in Erstaunen setzten. Da wir diese Art durch Abstractionen zu schließen von den griechischen Philosophen angenommen, über welche wir es darinn noch weit gebracht haben, so kann man annehmen, daß die Griechen selbst diese lächerlichen Kenntnisse den Indianern zu danken haben, wenn man nicht lieber glauben will, daß, weil die Grundsätze der Metaphysik allen Nationen offen stehen, der Müssiggang der Braminen und unsrer Mönche dieselben Wirkungen in Europa und Asien hervorgebracht habe, ohne daß sonst eine Mittheilung in Rücksicht der Gelehrsamkeit unter den Bewohnern beider Gegenden statt gefunden hat.

So sind die Abkömmlinge der alten Brachmanen beschaffen, deren das Alterthum nie ohne Bewunderung erwähnet: weil das Affektiren einer besondern Strenge und Geheimnisses, und das Vorrecht, im Namen des Himmels zu reden, dem Pöbel in allen Jahrhunderten Ehrfurcht einflößen. Ihnen schrieben die Griechen die Lehre

Bronnen und Teiche zu graben; dieses sind die stärksten und arbeitsamsten Leute in diesen Gegenden. Ihre Weiber helfen ihnen bey der Arbeit, essen aber auch mit ihnen durch ein Vorrecht, welches sie durch ganz Hindostan mit den Weibern der Fuhrleute gemeinhaben.

Diese letztern, denen alles Fuhrwesen gehört, haben keinen festen Sitz. Sie durchziehen die ganze Halbinsel. Ochsen tragen auf ihrem Rücken sowohl ihre Familien, als ihre Waaren. Aus Anmaßung, oder vielleicht aus einem ursprünglichen Recht weiden sie diese Thiere auf allen Wegen, ohne dafür etwas zu bezahlen. Eines ihrer wichtigsten Geschäft besteht darin, die Armeen mit Lebensmitteln zu versehen. Man läßt sie ungehindert über ein Feld ziehen, um des andern Bedürfnissen zu helfen. Ihre Personen, ihre Lastthiere, selbst die ihnen zuständigen Lebensmittel stehen in großer Achtung. Wenn es erweislich wäre, daß die von ihnen geführten Lebensmittel dem Feind zugehören, so würde man dieselbe behalten, dann aber den Ueberrest ruhig seinen Weg fortsetzen lassen.

Außer diesen Stämmen giebt es einen fünften, welcher der Ausschuß aller übrigen ist. Diejenigen, aus denen er besteht, haben die niederträchtigsten Verrichtungen der Gesellschaft zu besorgen. Sie begraben die Todten, schaffen den Unrath aus dem Wege, und nähren sich von dem Fleisch der gefallenen Thiere. Der Eintritt in die Tempel und öffentliche Marktplätze ist ihnen untersagt. Man gestattet ihnen auch nicht, sich der allgemeinen Bronnen zu bedienen. Ihre Wohnungen sind an den äussersten Enden der Städte, oder

sie bauen sich auf dem Feld einzelne Hütten, und auch das ist ihnen verbotten, durch die Strassen, in welchen die Braminen wohnen, zu gehen. So wie jeder Indianer, so können auch sie sich zwar auf den Feldbau legen, aber nur für die andern Casten; und sie haben niemals eigenthümliche Ländereyen oder Pachtgüter. Der Abscheu, der auf ihnen liegt, ist so groß, daß wenn sie von ungefähr einen von einem andern Stamm anrühren würden, man sie ungestraft niedermachen dürfte, indem ein solches Menschenleben zu gering geachtet wird, um des Schutzes der Gesetze würdig zu seyn.

So ist selbst in den Gegenden, wo eine fremde Herrschaft die Begriffe in etwas umgeändert hat, der Zustand dieser Unglücklichen, die man auf der coromandelischen Küste unter dem Namen der Parias kennt, beschaffen. Ihre Herabwürdigung ist vollends am größten auf dem Theil der malabarischen Küste, der vom Mogol nicht unterjocht worden ist, und wo man sie Puliaten nennt.

Der gröste Theil derselben beschäftigt sich mit dem Reißbau. Unfern der Felder, welche sie bauen, ist eine Art einer Hütte. Dahin flüchten sie sich, sobald das Schreyen aus der Ferne ihnen einen Befehl desjenigen, von dem sie abhängen, ankündigt, und dieses beantworten sie, ohne aus ihrer Freystatt hervorzukriechen. Die nemliche Vorsicht beobachten sie, sobald ein verworrenes Geschrey sie von der Herannährung eines Menschen, wer es auch seyn könnte, benachrichtigt. Mangelt ihnen die Zeit sich zu verbergen, so werfen sie sich mit dem Angesicht auf die Erde, mit aller der Erniedrigung, welche

immer im nemlichen Zustand zu verbleiben! Die Wiederholung der gottesdienstlichen Gebräuche sind das einzige Vergnügen der meisten unter ihnen. Stille Geschäfte, und den Müßiggang lieben sie. Man hört sie öfters folgende Stelle aus einer ihrer Lieblingsbücher anführen: Besser ist sitzen, als gehen, besser schlafen, als wachen, aber der Tod ist besser, als das alles.

Ihr Temperament und die entsetzliche Hitze des Himmelsstrichs verhindert bey ihnen das heftige Gefühl für die Vergnügungen der Liebe nicht, da man solches zu wiederholen nicht nachläßt. Die Menge der Huren und das Bemühen der Vätter, ihre Kinder zu verheyrathen, ehe beide Geschlechter zusammen kommen können, beweisen die Lebhaftigkeit dieses Hangs. Sie sind ausserdem auch geitzig, eine Leidenschaft schwacher Körper und kleiner Seelen.

Ihre Kunstarbeiten sind ein sehr unbedeutendes Ding. Die baumwollene Tücher ausgenommen kömmt aus Indien nichts, was Geschmack und Schönheit zeigte. Die Wissenschaften werden noch mehr vernachlässigt. Der Unterricht der geschicktesten Braminen beschränkt sich auf das Berechnen einer Sonnenfinsterniß. Ehe die Tartaren in diese Gegenden gedrungen waren, war keine Brücke vorhanden, um über die Flüsse zu kommen. Nichts ist elender, als die in neuern Zeiten erbauten Betthäußer. Die alten Pagoden, es ist wahr, setzen einen durch ihre Daurhaftigkeit und Umfang in Erstaunen; allein die Bauart und Auszierung derselben sind von der schlechtesten Manier. Allen fehlt es gäntzlich an Fenstern, und meistens haben sie eine piramidenförmige Gestalt. Thiere

andern Klassen, die sich blos von Pflanzen nähren. Unterdessen ist dieser Unterschied zwischen den Bewohnern Nordens und Südens zu unabänderlich, als das er lediglich den Nahrungsmitteln zugeschrieben werden sollte. Einerseits giebt die Kälte, die Schnellkraft der Luft, eine geringere Fruchtbarkeit, mehr Arbeit und Bewegung, ein abwechselndes Leben den Gliedmaßen mehr Hunger und Stärke, Widerstand und Thätigkeit, Schwingkraft und Dauer. Die südliche Wärme, der Ueberfluß an Gewächsen, die Leichtigkeit zu leben, ohne zu arbeiten, eine unaufhörliche Ausdünstung, eine größere Verschwendung der Zeugungssäfte, mehr Vergnügen und Weichlichkeit, eine sitzende und immer einförmige Lebensart; alles dieses macht, daß man früher zu leben anfängt und aufhört. Uebrigens sieht man auch, daß der Mensch von der Natur nicht geschaffen ist, um lebendige Geschöpfe zu verschlingen, sondern daß er die Gabe empfangen hat, in allen Klimas auf eine Art zu leben, die den Bedürfnissen, welche aus demselben entspringen, angemessen ist. Nach dem Ueberfluß oder der Unfruchtbarkeit des Landes ist er ein Jäger, Fischer, Hirt oder Ackersmann.

Die ihrem Entstehen nach so ungekünstelte Religion des Brama ist noch in drey und achtzig Sekten getheilt, die über einige der Hauptpunkte mit einander gleich denken, über die andern nicht streiten. Sie leben in Frieden, so gar mit Menschen von allen andern Religionen, weil die ihrige ihnen nicht vorschreibt, mit Bekehrung sich abzugeben. Die Indianer nehmen gar selten Fremde, die sich zu ihrem Glauben bekennen wollen, auf, oder wenigstens geschieht es allzeit mit dem äußersten Widerwillen.

willen. Dies war so ziemlich der Geist aller alten Aberglauben. Man sieht es bey den Egyptiern, Juden, Griechen und Römern. Diese Denkungsart hat weniger Verwüstung angerichtet, als der Geist der Bekehrungen; aber er verhindert doch den Umgang unter den Menschen: es ist eine Scheidewand mehr zwischen den Völkern.

Wenn man bedenkt, daß die Natur alles zur Beförderung der Glückseligkeit dieser fruchtbaren Gegenden gethan hat; daß die Indianer, mit der Leichtigkeit alle ihre Bedürfnisse zu vergnügen, einen mitleidigen Charakter, eine Sittenlehre verbinden, vermöge welcher sie von den Verfolgungen und dem Geist der Eroberungen gleich weit entfernt sind, so kann man nicht anders, als mit Seufzen bis zur Quelle dieser grausamen Ungleichheit zurückgehen, die über einen Theil der Nation die Vorrechte und das Ansehen vereinigt, und Unglücksfälle und Schande auf alle übrigen Bewohner des Landes gehäuft hat. Was ist wohl die Ursache dieses sonderbaren Unsinns? Wir können es gewiß glauben, es ist keine andre als diejenige, die auf diesem traurigen Erdball das Unglück aller Völker fortpflanzt. Eine glückliche und unwissende Nation darf nur einen ersten Irrthum annehmen, dem der Mangel an Kenntnissen Glauben verschafft; das ist hinreichend: es wird dieser geschwind allgemein gewordene Irrthum bald die Grundlage des moralischen und politischen Systems werden: bald werden die rechtschaffensten Neigungen den Pflichten entgegen seyn. Um der neuen moralischen Ordnung zu folgen, wird man der physischen Ordnung ohne Unterlaß Gewalt anthun müssen. Dieser beständige Streit wird die sonderbarsten Widersprüche

in

in den Sitten hervorbringen, und die Nation wird bald ein Haufe Unglückseliger seyn, die ihr Leben damit hinbringen, sich einander wechselsweise zu quälen, und dabey über die Natur zu klagen. Dies ist eine Schilderung von allen Völkern der Erde, wenn man etwa einige Republiken von Wilden ausnimmt. Unvernünftige Vorurtheile haben die menschliche Vernunft überall verdorben, und selbst den Instinkt, der alle Thiere antreibt, sich gegen Unterdrückung und Tyranney aufzulehnen, erstickt. Unzählbare Völker glauben ganz treuherzig, sie wären das Eigenthum einiger weniger Menschen, die sie unterdrücken.

Dies sind die traurigen Folgen des ersten Irrthums, den der Trug in dem menschlichen Geist geschaffen oder ernährt hat. Möchten doch die wahren Einsichten Geschöpfe wieder in ihre Rechte einsetzen, die sie nur zu empfinden brauchen, um auch gleich wieder im Besitz derselben zu seyn. Weise dieser Erde, Philosophen aus allen Völkern, euch kommt es allein zu, Gesetze zu machen, indem ihr euren Mitbürgern anzeiget, was für welche zu machen seyen! Seyd muthig genug, euren Brüdern ein Licht aufzustecken, und seyd versichert, daß wenn die Wahrheit zwar sich langsamer ausbreitet und festsetzt, als der Irrthum, selbige auch unerschütterlicher seyn und länger dauern wird. Die Irrthümer verschwinden, die Wahrheit aber bleibt. Die Menschen, welche durch die Hofnung des Glücks, dessen Weg, ihr ihnen zeigen könnet, gewonnen sind, werden euch mit Begierde hören. Macht jene tausende von unterjochten Sklaven, welche auf den Wink ihrer Herren fertig sind, ihre Mitbürger auszutil-

gen, erröthen. Fachet in ihren Seelen die Natur und Menschlichkeit gegen dieses Umstürzen der gesellschaftlichen Gesetze an. Lehrt sie, daß die Freyheit von Gott kömmt, die Gewalt von den Menschen. Offenbaret alle Geheimnisse, welche die Welt in Ketten und in der Finsterniß erhalten, damit die auf einmal erleuchteten Völker einsehen, wie sehr man ihrer Leichtgläubigkeit mitspielt, und die Ehre des menschlichen Geschlechts endlich einmal rächen.

Ausser den Eingebohrnen trafen die Portugiesen noch Mahometaner in Indien an. Einige kamen von den afrikanischen Küsten dahin. Der gröste Theil aber waren Abkömmlinge der Araber, die sich in diesen Gegenden niedergelassen, oder Einfälle gethan hatten. Die Macht der Waffen machte sie zu Herren aller bis an Indus gelegenen Länder. Die unternehmendsten giengen nachher auch über diesen Fluß, und nach und nach waren sie bis an die äussersten Spitzen des Morgenlands gekommen. In diesem unermeßlichen Land waren sie die Factoren von Arabien und Egypten; und von allen Herrschaften, welche mit diesen Gegenden in Verbindung stehen wollten, wurde ihnen mit ausgezeichneter Achtung begegnet. Sie hatten sich sehr vermehrt; denn da ihre Religion die Vielweiberey gestattete, so verheyratheten sie sich an allen Orten, wo sie sich einige Zeit aufhielten.

Noch rascher und anhaltender war ihr Fortgang auf den in diesem Ocean gelegenen Inseln. Das Handelsbedürfniß verschafte ihnen daselbst bey den Fürsten und den Völkern eine noch bessere Aufnahme. Man sahe sie in kurzer Zeit zu den

erſten

ersten Würden dieser kleinen Staaten hinaufsteigen und sich Meister von der Regierung machen. Sie benützten das Ansehen, welches ihnen ihre Einsichten verschaften, und die Unterstützung, welche sie aus ihrem Vaterland erhielten, alles zu unterjochen. Um ihnen zu gefallen, verliessen Despoten und Sklaven eine Religion, an der ihnen sehr wenig gelegen war, gegen neue Lehren, die ihnen einige Vortheile verschaffen sollten. Das Opfer war auch um so leichter zu machen, als die Prediger des Alkorans ohne Schwierigkeit geschehen liessen, daß man den alten Aberglauben mit dem neu einzuführenden verband.

Diese mahometanischen Araber, die zugleich Apostel und Handelsleute waren, hatten ihre Religion auch dadurch noch weiter ausgebreitet, daß sie viele Sclaven kauften, denen sie die Freyheit schenkten, nachdem sie sie beschnitten und ihre Lehrsätze gelehrt hatten. Aber da ihr Stolz ihnen nicht erlaubte, ihr Geblüt mit dem Geblüt dieser Freygelaßnen zu vermischen, so machten diese mit der Zeit auf der Halbinsel Indiens ein besonders Volk aus, das sich von Goa bis nach Madras ausbreitete. Sie verstehen weder Persisch, noch Arabisch, noch Morisch, und reden nur die Sprache des Lands, worinn sie leben. Sie sind meistens Mäckler, Schreiber, Kaufleute, Schifleute auf der coromandelischen Küste, wo sie unter dem Namen der Chaliaten bekannt sind. Auf der malabarischen Küste nennt man sie Mapules, wo sie die nemlichen Geschäfte, doch mit weniger Ehre treiben. Man traut ihnen daselbst gemeiniglich wegen ihres geitzigen, treulosen und blutdürstigen Charakters nicht.

die er anfangs so gut aufgenommen hatte, umbringen zu lassen.

Gama, der durch seinen treuen Führer hievon Nachricht bekam, schickte seinen Bruder wieder auf seine Schiffe. Wenn du schon erführest, sagte er ihm, daß man mich in Ketten gelegt oder umgebracht hätte, so verbiete ich dir, als dein Oberbefehlshaber, mir beyzustehen oder mich zu rächen. Fahre den Augenblick ab, und hinterbringe dem König alle Umstände unsrer Reise.

Zum Glück kam es so weit nicht. Der Zamorin hatte nicht das Herz, das zu thun, was er konnte, was er sogar wünschte; und der Admiral erhielt die Freyheit, zu den Seinigen zurückzukehren. Einige zu rechter Zeit ausgeübten Repressalien machten, daß man ihm die Waaren und die Geisseln, die er in Kalikut gelassen hatte, wieder auslieferte, und er reißte nach Europa zurück.

Es ist unbeschreiblich, welche Freude seine Rückkunft in Lissabon verursachte. Man sah sich auf dem Punkt, den reichsten Handel auf der Welt zu treiben. Dieses so eifrige als gierige Volk schmeichelte sich zu gleicher Zeit, seine Religion durch Ueberredung und selbst durch die Waffen auszubreiten. Die Päbste, die keine Gelegenheit versäumten, zu behaupten, daß sie Herren der Erde wären, schenkten den Portugiesen alle Küsten, die dieselben im Orient entdecken würden, und brachten dieser kleinen Nation die Thorheit der Eroberungen in den Kopf.

Man bot sich haufenweise dazu an, die neuen Flotten zu besteigen, welche man nach Indien schicken wollte. Dreyzehn portugiesische Schiffe kamen unter Anführung des Alvares Cabral zu

Kalikut

Kalikut an, und brachten dem Zamorin einige seiner Unterthanen zurück, die Gama mit weggeschleppt hatte. Diese Indianer bezeugten sich mit der Begegnung, die sie empfangen hatten, sehr zufrieden; aber sie machten den Zamorin nicht auf lange Zeit den Portugiesen geneigt. Die Mohren behielten die Oberhand. Das durch ihre Ränke verführte Volk in Kalikut ermordete bey fünfzig Portugiesen. Cabral, um sie zu rächen, verbrannte alle arabischen Schiffe, die sich im Hafen befanden, zerschmetterte die Stadt, und begab sich von da nach Cochin und hernach nach Cananor.

Die Könige dieser beiden Städte gaben ihm Gewürze, boten ihm Gold und Silber an, und schlugen ihm vor, ein Bündniß mit ihm gegen den Zamorin, dem sie zinsbar waren, zu schliessen. Die Könige von Onor und Kulan und andre Fürsten thaten nachher eben die Vorschläge. Alle schmeichelten sich, von dem Tribut, den sie dem Zamorin zahlten, befreyt zu werden, die Gränzen ihrer Staaten zu erweitern, und ihre Hafen von dem Raub Asiens bereichert zu sehen. Diese allgemeine Verblendung verschaffte den Portugiesen in Malabar eine solche Uebermacht, daß sie sich nur zeigen durften, um Gesetze vorzuschreiben. Kein Fürst gelangte zu einem Bündnis mit ihnen, als wenn er sich zum Vasallen des lissabonischen Hofs erklärte; wenn er litt, daß man ein Citadell in seiner Hauptstadt aufführte; wenn er seine Waaren nach dem durch den Käufer bestimmten Preis lieferte. Der fremde Kaufmann konnte seine Ladung erst nach den Portugiesen einkaufen, und niemand durfte in diesen Gewässern ohne

die kaum den dritten Theil von denen, die wir wenigstens in sechs Monaten machen, bisweilen fünf Jahre und noch länger. Man half durch die Menge der Schiffe dem, was ihnen an Größe abgieng, und der Langsamkeit, mit der sie fuhren, durch die Vervielfältigung der Geschwader ab, die niemals in ihren Verrichtungen gestört wurden.

Die Egyptier brachten nach Indien dasjenige, was man nachher immer dahin gebracht hat; nemlich wollene Zeuge, Eisen, Bley, Kupfer, einige kleine Arbeit von Glas, und Silber. Sie zogen dorther Elfenbein, Ebenholz, Schildpatt, weiße und gemahlte Leinwand, Seidenzeuge, Perlen, Edelsteine, Zimmet, besonders Weihrauch, welcher damals das gesuchteste Räuchwerk war. Es diente zum Gottesdienst, und zu der Könige Wollust. Sein Preis war so hoch, daß die Kaufleute ihn unter dem Vorgeben, ihn zu verbessern, verfälschten. Die Arbeitsleute, die hiebey gebraucht wurden, waren nackend, so sehr fürchtete der Geitz die Armuth wegen der Entwendung; nur um die Lenden ließ man ihnen einen Gürtel, dessen Oefnung der Herr mit seinem Petschaft versiegelte.

Alle Nationen und Handelsleute, die nach dem mittelländischen Meer seegelten, kamen in die Egyptischen Hafen, um die Erzeugnisse Indiens daselbst einzukaufen. Nachdem Karthago und Korinth den übeln Folgen ihres Reichsthums unterlagen, sahen sich die Egyptier genöthigt, ihre Reichthümer, mit denen jene Städte ehmals ihre eigenen Schiffe beluden, selbst zu verführen. Beym Fortgang ihres Seewesens trieben sie ihre Fahrten bis nach Cadix hin. Kaum konnten sie die Völker mit ihren Bedürfnissen versorgen.

Sie selbst überließen sich Verschwendungen, deren Erzählung romanenhaft klingt. Kleopatra, mit welcher ihr Reich und ihre Geschichte ein Ende hat, war nicht minder prächtig, als wollüstig. Diese Ausgaben hatten den Profit, den sie bey dem Indianischen Handel machten, so wenig aufgezehrt, daß, als sie unterjocht und ausgeplündert worden waren, die Ländereyen, die Lebensmittel, die Waaren, alles gleich zu Rom noch einmal so hoch im Preis stieg. Der Sieger, der nun an des Besiegten Stelle trat, gewann bey diesem Handel hundert für eins, wenn man es dem Plinius nachsagen darf. Durch das Uebertriebene, welches in dieser Rechnung seyn kann, läßt sich leicht ersehen, welchen Profit man hatte machen müssen zu einer Zeit, da die Indianer ihren Vortheil nicht sehr verstanden.

So lange die Römer Tapferkeit genug besaßen, um die Macht, die ihnen ihre Vorfahren erworben hatten, zu behaupten, trug Egypten viel zur Erhaltung der Majestät des Reichs durch die Reichthümer Indiens, welche es dahin schafte, bey. Aber die Behaglichkeit des Luxus ist eine Krankheit, welche die Abnahme der Kräfte ankündigt. Dieses große Reich fiel durch seine eigene Schwere; gleich den hölzernen oder eisernen Hebbäumen, die gar zu lange, und daher zu schwach sind. Es brach und daraus entstanden zwey große Trümmer.

Egypten wurde dem morgenländischen Reich zugetheilt, welches sich länger, als das abendländische erhielt, weil es entweder spater oder weniger heftig angegriffen wurde. Seine Lage und Hülfsquellen würden es gegen alle Erschütterung

gesichert haben, wenn anders die Reichthümer den Muth ersetzen könnten. Aber man wußte einem Feind, der mit dem Enthusiasmus einer neuen Religion alle Stärke seiner noch barbarischen Sitten vereinigte, nichts als Ränke entgegen zu setzen. Ein so schwacher Damm konnte einen Strom nicht zurückhalten, dem durch seine Zerstörungen noch Stärke zuwuchs. Seit dem siebenden Jahrhundert verschlang er verschiedene Provinzen, unter andern Egypten, welches, nachdem es eines der ersten Reiche der alten Welt gewesen war, und das Modell aller heutiger Monarchien ist, bestimmt war, bis auf den heutigen Tag im Nichts zu schmachten.

Die Griechen trösteten sich über dies Unglück, als sie bemerkten, daß durch die Kriege der Saracenen der gröste Theil des indianischen Handels von Alexandrien nach Constantinopel durch zwey, damals schon sehr bekannte Wege hinwegkam.

Der eine war der Pontus Euxinus, oder das schwarze Meer. Man schiffte erstlich auf großen Schiffen den Phasis hinauf, und hernach auf kleinern bis nach Serapana. Von dort reiste Fuhrwerk ab, das die Kaufleute und ihre Waaren bis an den Fluß Cyrus brachte, welcher sich ins kaspische Meer ergießt. Durch diese stürmische See gelangte man zur Mündung des Oxus, welchen man bis nahe an die Quellen des Indus hinauf fuhr, woher man dann mit den Reichthümern Asiens beladen den nemlichen Rückweg nahm. Dies war der eine von den Wegen, wodurch das damals arme und durch seine Bewohner verheerte feste Land von Europa, mit dem großen und durch

stellte. Der Sitz des Handels, der Künste, Zenobiens Größe wurde nach und nach ein unbekannter Ort, eine unbedeutende Festung und endlich gar ein elendes Dörfchen von dreißig oder vierzig Hütten, auf dem geräumigen Platz eines ehehin sehr prächtigen öffentlichen Gebäudes.

Nach der Zerstörung von Palmyra hielten sich die Karawanen nach einigen andern Versuchen, an den Weg von Aleppo, welcher vermittelst des Hafens zu Alexandretta, den Lauf und Zufluß der Reichthümer bis nach Constantinopel hintrieb, das der allgemeine Markt aller indianischen Producte geworden war.

Dieser Vortheil allein hätte das Reich bey dem ihm drohenden Umsturz aufrecht erhalten, ja ihm vielleicht gar seinen ehemaligen Glanz verschaffen können; allein diesen hatte er seinen Waffen, Tugenden und mäßigen Sitten zu danken; und das alles, was diesen Wohlstand erhält, fehlte. Die Griechen, die durch die entsetzlichen Reichthümer, die ihnen ein ausschliessender Handel fast ohne alle Mühe und Aufmerksamkeit verschafte, verdorben waren, überliessen sich einem müssigen und weichlichen Leben, welches der Luxus nach sich zieht; einem unnützen Genuß glänzender und üppiger Künste; eitlen Untersuchungen eines sophistischen Geschwätzes über Gegenstände des Geschmacks, Gefühls und selbst der Religion und Politik. Sie verstanden blos, sich unterdrücken, nicht aber sich regieren zu lassen, und die Tyranney bald durch niederträchtige Schmeicheleyen zu liebkoßen, bald durch weichliche Widersetzlichkeit zu reitzen. Nachdem die Kaiser dieses Volk an sich gekauft haben, verkauften sie selbiges

allen Monopolisten, welche sich von den Trümmern des Staats bereichern wollten. Die immer noch mehr als die Unterthanen verderbte Regierung ließ ihr Seewesen zu Grund gehen, und verließ sich in Ansehung der Vertheidigung des Landes blos auf die Bündnisse, die es mit Fremden schloß, deren Schiffe ihren Hafen anfüllten. Die Italiener hatten unvermerkt den Frachthandel, welchen die Griechen lange Zeit in ihren Händen hatten, an sich gezogen. Dieser noch mehr thätige, als einträgliche Zweig der Emsigkeit war für eine handelnde Nation, deren vorzüglichster Reichthum in Erhaltung der Stärke durch Arbeit bestand, doppelt nützlich. Die Unthätigkeit beschleunigte den Verlust von Constantinopel, das von allen Seiten her durch der Türken Eroberungen ins Gedräng kam und eingeschlossen wurde. Die Genueser stürzten selbst in den Abgrund, den ihre Geldgierigkeit, ihre Treulosigkeit gegraben hatten. Mahomet der zweyte verjagte sie aus Caffa, wo sie in den letzten Zeiten den grösten Theil der Handlung Asiens hingezogen hatten.

Die Venetianer hatten nicht bis auf diese Veränderung gezaudert, besagtem Handel den Weg durch Egypten wieder zu öffnen. Sie hatten weniger Schwierigkeiten gefunden, als sie von einer Regierung erwarteten, die seit der Zeit der Kreuzzüge fast wie die zu Algier eingerichtet war. Die Mammelucken, welche in diesem Zeitpunkt sich des Throns, dessen Stütze sie bis dahin waren, bemächtigt hatten, waren Skalven, grösten theils in der Kindheit aus Cirkassien hergeholt und frühzeitig zu Gefechten gebildet. Ein Anführer und

und ein Rath von vier und zwanzig der Angesehensten unter ihnen hatten die Gewalt in Händen. Ihr Kriegsheer, welches die Weichlichkeit des Klima unfehlbar weichlich gemacht haben würde, wurde alle Jahre durch einen Haufen tapfrer Abentheurer, die die Hoffnung, ihr Glück zu machen, von allen Seiten herbeylockte, erneuert. Diese gierigen Männer erlaubten für das Geld, das man ihnen gab, für die Versprechungen, die man ihnen that, daß ihr Land die Niederlage der Waaren aus Indien werden sollte. Sie litten, weil sie deswegen bestochen wurden, was das politische Interesse ihres Staats allezeit erfordert hätte. Pisa, Florenz, Catalonien, Genua zogen einigen Nutzen aus dieser Veränderung; aber den Hauptvortheil davon erndtete doch Venedig, welches an derselben Schuld gewesen war. Dies war die Lage der Sachen, als die Portugiesen nach Indien kamen.

Diese große Begebenheit und die um sich reissenden Folgen, die sie hatte, setzten Venedig in lebhafte Unruhe. Die Weisheit dieser Republik war durch eine Verbindung wider sie, der sie nicht hatte widerstehen, und sie noch viel weniger voraussehen können, aus der Fassung gebracht worden. Verschiedne Fürsten, deren Interesse einander zuwider war, die um die größre Macht stritten, die ganz entgegen gesetzte Ansprüche machten, hatten sich gegen alle Regeln der Gerechtigkeit und Staatsklugheit jüngst zusammen vereinigt, einen Staat zu Grunde zu richten, wovon keiner von ihnen etwas zu besorgen hatte; und selbst Ludwig XII., dem an der Erhaltung von Venedig gerade das meiste gelegen seyn mußte,

kerotte, welche die Unterbrechung der Handlung nothwendig und häufig hervorbrachte, erbitterten die Gemüther gegen die Regierung, welche bey dem Volk immer für die Ursache der Unglücksfälle, die es erfährt, angesehen wird. Die Miliz, die man schlecht bezahlte, und der bange war, man möchte sie noch schlechter bezahlen, unternahm Meutereyen, die beym Sinken einer Macht furchtbarer sind, als im blühenden Stand derselben. Egypten war gleich unglücklich, sowohl durch den Handel, den die Portugiesen trieben, als durch denjenigen, den die Egyptier durch jener ihr gewaltsames Verfahren zu treiben gehindert wurden.

Mit einer Flotte hätte man ihn können in seinen vorigen Stand setzen; aber das rothe Meer bot nichts von dem dar, was zu Erbauung derselben gehörte. Die Venetianer schaften dies Hinderniß aus dem Weg. Sie schickten Bauholz und andre Materialien nach Alexandrien. Man führte sie auf dem Nil nach Kairo, von wo aus sie auf Cameelen nach Suez getragen wurden. Aus diesem berühmten Hafen ließ man 1508. vier große Schiffe, eine Gallione, zwey Galeeren und drey Galiotten nach Indien abgehen.

## XII.

### Die Portugiesen machen sich Meister von der Schiffahrt auf dem rothen Meer.

Die Portugiesen hatten dies Ungewitter vorausgesehen. Um demselben zuvorzukommen, hatten

ten sie schon im vorigen Jahr daran gearbeitet, sich der Schiffahrt auf dem rothen Meer zu bemächtigen, denn sie wußten gewiß, daß, wenn sie diesen Vortheil hätten, so brauchten sie weder Egyptens und Arabiens Mitwerbung beym Handel, noch derselben Länder Feindschaft und Macht zu fürchten. In dieser Absicht hatten sie sich vorgenommen, die Insel Sokotora, die achtzig bis hundert Meilen von der Meerenge Babelmandel, die auf der afrikanischen Seite durch das Vorgebürge Guardafu, und von der asiatischen durch das Vorgebürge Fartak entsteht, gelegen ist, an sich zu bringen.

Diese Eroberung sollte ihnen ausserdem noch einen andern Vortheil, nemlich den Besitz der besten Aloen, die jemals bekannt worden sind, verschaffen.

Die Pflanze, welche diesen Saft erzeugt und ihm den Namen giebt, hat dicke und fleischigte Blätter, aus deren Mitte eine sehr schöne Aehre von rothen Blumen hervor geht. Man pflückt diese Blätter ab und drückt durch ein gelindes Pressen den flüßigsten Saft heraus, der nach vorgenommener Säuberung von seinen gröbern Theilchen und seiner Verdickerung an der Sonne den Aloe Saccotrin ausmacht, der sich von andern Arten leicht durch seine falbe Farbe, Glanz und Durchsichtigkeit, starken Geruch, bittern und gewürzhaften Geschmack unterscheiden läßt.

Tristan da Cunna reiste mit einem ansehnlichen Geschwader von Portugall ab, und grif diese Insel an. Bey seiner Landung lieferte ihm Ibrahim, der Sohn des Königs der Fartaken, und Herr eines Theils von Arabien und der Insel

Sokotora

Sokotora ein Treffen. Dieser junge Prinz blieb im Gefecht. Die Portugiesen belagerten und eroberten bald mit Sturm den einzigen festen Platz auf der Insel. Er wurde bis aufs Aeusserste durch eine Besatzung vertheidigt, die stärker war, als die kleine portugiesische Armee. Die Soldaten dieser Besatzung wollten den Sohn ihres Landsherrn nicht überleben, keine Capitulation annehmen, sondern liessen sich bis auf den letzten Mann umbringen. Die Unerschrockenheit der Truppen des da Cunna übertraf aber noch diese Tapferkeit.

Der Erfolg dieser Unternehmung brachte die davon erwarteten Vortheile nicht hervor. Es fand sich, daß die Insel unfruchtbar war, keinen Hafen hatte, und daß die Schiffe, die aus dem rothen Meer fuhren, niemals davor ankerten, ob sie gleich eine unumgängliche Ankerstelle für diejenigen, die hineinsegeln wollten, war. Auch kam die egyptische Flotte ohne Gefahr in den Indianischen Ocean. Sie vereinigte sich mit der Flotte von Kambaya. Diese beiden vereinigten Mächte fochten mit Vortheil gegen die Portugiesen, welche durch die zu große Menge mit Waaren beladner Schiffe, die sie nach Europa abgeschickt hatten, geschwächt waren. Der Triumph daurte nicht lange. Die Ueberwundnen erhielten Verstärkung, und bekamen dadurch eine Ueberlegenheit, die sie nun nicht mehr verlieren sollten. Die Flotten, die nachher noch von Egypten ausliefen, wurden immer durch die kleinen portugiesischen Geschwader, welche beym Eingang des Meerbusens kreuzten, geschlagen und zerstreut.

Da dennoch dieser kleine Krieg immer Besorg-

nis und einige Unkosten verursachte, hielt es Albuquerque für nöthig, demselben durch die Zerstörung von Suez ein Ende zu machen. Tausend Hindernisse standen diesem Vorhaben entgegen.

Das rothe Meer, welches Arabien von Oberäthiopien und einem Theil von Egypten scheidet, ist drey hundert fünfzig Meilen lang und vierzig breit. Da kein Fluß der Gewalt der Fluth widersteht, so empfindet es merklicher die Bewegungen des Oceans, als die andern mittelländischen Meere, die mit ihm ungefähr unter einerley Breite liegen. Den Stürmen ist es nicht sehr ausgesetzt, und weiß von keinen andern, als den Süd- und Nordwinden, welche in Indien die Monßons, und unabänderlich die Zeit der Ein- und Ausfahrt bestimmen. Man kann es in drey Striche abtheilen. Der mittlere ist rein, Tag und Nacht in einer Tiefe von fünf und zwanzig bis sechzig Klaftern schiffbar. Die beiden andern, die längst den Küsten herlaufen, wenn sie schon voller Klippen sind, werden von den dortigen Einwohnern am liebsten befahren; denn wegen ihrer kleinen Fahrzeuge müssen sie sich nahe an das Land halten, und wagen sich in den mittlern Strich nur, wenn sie sich vor einem Windstoß fürchten. Die Schwierigkeit, wo nicht gar Unmöglichkeit, in die längst der Küste liegenden Hafen zu gelangen, macht diese Schiffahrt für große Schiffe sehr gefährlich, welche überdem auf ihrem ganzen Wege sonst nichts, als eine große Anzahl wüster, trockner Inseln, wo kein Wasser vorhanden ist, finden.

Ungeachtet seiner Fähigkeit, seiner Erfahrung und Entschlossenheit, gelang es dem Albuquer-

que doch nicht, so viele Hindernisse zu überwinden. Nachdem er tief in das rothe Meer hinein gedrungen war, sahe er sich gezwungen, mit seiner Flotte zurückzukehren, welche unaufhörliche Drangsale und große Gefahren ausgestanden hatte. Eine unruhige und grausame Staatskunst gab ihm, um seinen Zweck zu erreichen, Mittel ein, die er für sicherer hielt. Er verlangte, der Kaiser von Aethiopien, welcher sich um den Schutz von Portugall bemühte, sollte den Nil ableiten, und ihm einen Weg graben lassen, daß er sich ins rothe Meer würfe. Dadurch würde Egypten größtentheils unbewohnbar, oder wenigstens zum Handel untauglich geworden seyn. Er selbst nahm sich auch vor, drey bis vier hundert Pferde in Arabien ans Land zu setzen, die er für hinlänglich hielt, Mekka und Medina zu plündern. Ein so schimmerndes Unternehmen sollte seiner Meinung nach die Mahometaner mit Schrecken erfüllen, und dem erstaunenswürdigen Zulauf von Pilgrimen Einhalt thun, den er als die stärkste Stütze desjenigen Handels ansah, welchen er bis auf die Wurzel ausrotten wollte.

Indessen bewogen ihn minder ungewisse, und in dem Augenblick wichtigere Unternehmungen, den Umsturz einer Macht aufzuschieben, der man nur vors erste in ihrer Mitbewerbung Einhalt zu thun brauchte. Die einige Jahre darauf durch die Türken erfolgte Eroberung Egyptens machte größre Vorsichtkeit nothwendig. Männer von vorzüglichen Einsichten, denen es gegeben war, die Kette der Begebenheiten zu erblicken, die sich vor und nach der Umschiffung des Vorgebürgs der guten Hofnung ereignet hatten, und tief

bli-

blickende Muthmassungen über die Begebenheiten, welche die Entdeckung dieses Weges hintertrieb, zu fällen, konnten nicht anders, als sie für die gröste Begebenheit in der Geschichte des Erdbodens halten.

## XIII.

### Vor welcher Gefahr die Herrschaft der Portugiesen auf dem rothen Meer Europa bewahrt.

Europa fieng an, Luft zu schöpfen, und das Joch der Knechtschaft abzuschütteln, das seine Bewohner seit den Eroberungen der Römer, und seit der Einführung der Lehensgesetze erniedriget hatte. Die zahllosen Tyrannen, welche Haufen von Sklaven unter dem Druck hielten, waren durch die Raserey der Kreuzzüge verarmet. Um diese thörichten Heerzüge ausführen zu können, waren sie genöthigt worden, ihre Ländereyen und Schlösser zu verkaufen, und ihren Vasallen für Geld einige Privilegien zu ertheilen, wodurch diese dem Stand der Menschen endlich näher gebracht wurden. Da fieng das Recht des Eigenthums an, ein Antheil von Privatpersonen zu werden, und diese erhielten diejenige Art von Unabhängigkeit, ohne welche das Eigenthum eine blose Täuschung bleibt. Also entsprangen ganz unvermuthet die ersten Funken von Freyheit, die Europa erleuchteten, aus den Kreutzzügen, und die Thorheit der Eroberungen trug zum erstenmal zum Glück der Menschen bey.

Ohne Vasco de Gamas Entdeckung wäre indessen das Licht der Freyheit von neuem, und vielleicht auf immer erloschen. Die Türken standen auf

dem

dem Punkt, den Platz jener wilden Nationen einzunehmen, die von den äussersten Enden der Welt hergekommen waren, an der Stelle der Römer auf der ganzen Oberfläche derselben zu tyrannisiren, und unsre barbarischen Einrichtungen wären durch ein noch schwereres Joch verdrängt worden. Diese Begebenheit war unvermeidlich, wenn die wilden Bezwinger Egyptens nicht in den verschiednen Unternehmungen, die sie in Indien wagten, durch die Portugiesen zurück geschlagen worden wären. Asiens Schätze hätten ihnen Europas Reichthümer versichert. Hätten sie den Handel der ganzen Welt in die Hände bekommen, so würden sie auch nothwendig die furchtbarste Seemacht, die man jemals gesehen hätte, gehabt haben. Welche Hindernisse hätten damals in unserm Welttheil diesem aus Grundsätzen seiner Religion und seiner Staatskunst eroberungssüchtigen Volke Schranken setzen können?

England zerfleischte sich selbst, seiner Freyheit, Frankreich seinen Herrn, Teutschland der Religion zu gefallen, Italien aber wegen der wechselseitigen Ansprüche eines Tyrannen und eines Betrügers. Das mit Schwärmern und Kriegern ganz überdeckte Europa sahe einem Kranken ähnlich, der zu rasen beginnt, sich die Adern aufschneidet, und in seiner Raserey Blut und Kräfte versprützt. In diesem Stand der Anarchie und Erschöpfung würde es den Türken einen schwachen Widerstand entgegen gesetzt haben. Je furchtbarer Völker in der Ruhe, die auf bürgerliche Kriege erfolgt, ihren Nachbarn sind, jemehr sind sie in den Zerrüttungen der Zwietracht der

Gefahr ausgesetzt, bezwungen und unterjocht zu zu werden. Der verderbte Wandel der Geistlichkeit würde den Fortgang eines fremden Gottesdienstes noch begünstigt haben, und wir lagen ohne Rettung in den Ketten der Sklaverey. In der That unter allen politischen und Religionssystemen, die das menschliche Geschlecht plagen, hemmt das Muselmännische den Lauf der Freyheit am stärksten. Aber da fast in ganz Europa eine mit der Regierung nicht zusammenhängende Religion, die sich ohne Bewustseyn jener eingeschlichen hat; eine unbestimmt ausgedrückte und ohne Ordnung in dunkeln Büchern, die nur eine einzige gute unter unzähligen Erklärungen verstatten, verbreitete Moral, Gewalt in den Händen der Priester und der Regenten, welche wechselsweise um das Recht, die Menschen zu beherrschen streiten; politische und bürgerliche Gesetze, die unaufhörlich der herrschenden Religion, welche den Ehrgeitz und die Ungleichheit der Stände verwirft, widersprechen; unruhige und um sich greifende Landesregierungen, die, um mit mehr Gewalt zu herrschen, unaufhörlich einen Theil des Staats gegen den andern gebrauchen: so mußten alle diese Keime der Unruhe in den Gemüthern eine gewaltige Gährung unterhalten. Kann man also sich wundern, wenn unter so viel Bewegung und Tumult die Natur erwacht und laut ruft: **der Mensch wird frey gebohren!**

Aber unter dem Joch einer Religion, welche die Tyranney dadurch heiligt, daß sie den Thron auf den Altar erhebt; welche den Ehrgeitz dadurch zum Schweigen bringt, daß sie die Wollust verstattet; welche die natürliche Trägheit begünstiget, indem

indem sie die Wirkungen des Geistes untersagt, — ist keine Hofnung zu großen Revolutionen da. Auch haben die Türken, die ihre Herren so oft erwürgen, niemals daran gedacht, ihre Regierungsform zu verändern. Dieser Gedanke ist über ihre schlaffen und verderbten Seelen erhaben. Es war also um die Freyheit des ganzen Erdbodens geschehen, sie war verloren, wenn nicht das abergläubigste und vielleicht das sklavischste Volk in der Christenheit, der Ausbreitung des Schwärmergeistes der Muselmänner Einhalt gethan, und den reissenden Strom ihrer Eroberungen gebrochen hätte, indem es ihm den Zufluß der Reichthümer abschnitt. Albuquerque that noch mehr. Nachdem er wirksame Einrichtungen gemacht hatte, daß keine Schiffe aus Arabiens Meer in die indischen Gewässer kommen konnte, suchte er sich die Herrschaft des persischen Meerbusens zu verschaffen.

## XIV.

### Die Portugiesen erlangen die Herrschaft im persischen Meerbusen.

Bey der Ausfahrt der Merrenge von Moßandon, durch die man in diesen Meerbusen kömmt, liegt die Insel Gerun. Auf diesen unfruchtbaren Felsen baute im eilften Jahrhundert ein arabischer Eroberer die Stadt, die mit der Zeit die Hauptstadt eines Reichs ward, welches sich auf der einen Seite ziemlich weit in Arabien und der andern in Persien hinein erstreckte. Hormutz hatte zwey

gute Hafen: der Ort war gros, bevölkert, befestigt. Seiner Lage allein hatte er seine Reichthümer und seine Macht zu danken. Er diente der Handlung Persiens mit Indien zur Niederlage; ein sehr beträchtlicher Handel zu der Zeit, da die Perser die Waaren Indiens durch die syrischen, Häfen oder über Caffa nach Europa übermachten. In den Jährszeiten, wo die fremden Kaufleute hin kommen konnten, war Hormutz die prächtigste urd angenehmste Stadt im Morgenland. Man sah da fast von allen Theilen der Erde ihre Waaren vertauschen, und ihre Geschäfte unter einander mit einer Artigkeit und Anständigkeit treiben, davon man in andern Handelsplätzen nicht viel wußte.

Dieser Ton wurde durch die Kaufleute in dem Hafen selbst angegeben, welche den Fremden ihre Freundlichkeit zum Theil beybrachten. Ihre Sitten im Umgange, die gute Ordnung, die sie in der Stadt unterhielten, die Bequemlichkeiten, und die Vergnügungen von allen Arten, die sie daselbst versammelten: alles vereinigte sich mit den Vortheilen der Handlung, um die Kaufleute dahin zu locken. Das Pflaster der Strassen war mit sehr reinlichen Decken, an einigen Orten gar mit Tapeten belegt. Tücher, die oben von den Häusern herab hervorragten, schützten gegen die brennende Sonne. Es waren die indianischen Gemächer mit verguldeten oder porzellänenen Gefäßen ausgeziert, worin wohlriechende Gewächse und Kräuter standen. Auf den Märkten befanden sich Cameele, die Wasser trugen. Die persischen Weine so wohl, als die auserwähltesten Gerüche und Speisen wurden in Menge verbraucht. Man bekam

bekam die beste Musik im Orient zu hören. Hormuz war voll von schönen Mädchen aus den verschiedenen Gegenden Asiens, die von Jugend auf in allen Künsten unterrichtet waren, die die Wollust abwechselnd und süßer machen. Kurz man genoß daselbst alle Lüste, die nur der Zufluß der Reichthümer, ein unermeßlicher Handel, eine sinnreiche Pracht, ein gesittetes Volk und verliebte Frauensleute zusammen herbeylocken können.

Bey seiner Ankunft in Indien fieng Albuquerque damit an, daß er die Küsten von Hormuz verheerte, und die davon abhängigen Städte plünderte. Diese einem Räuber mehr, als einen Eroberer ähnlichen Verwüstungen waren eigentlich nicht nach seinem Geschmack; aber er verstattete sie sich in der Hofnung, er würde dadurch eine Macht bewegen, sich dem Joch von selbst zu übergeben, welche er nicht im Stande war, mit Gewalt zu bezwingen. Als er dachte, er würde ein seinen Absichten gemäßes Schröcken eingeflößt haben, zeigte er sich vor der Hauptstadt, und ließ den König in derselben auffordern, sich dem Königreich Portugal zinsbar zu machen, wie er es Persien war. Dieser Vorschlag wurde aufgenommen, wie man leicht denken kann. Eine aus hormuzischen, arabischen und persischen Schiffen bestehende Flotte erschien, und grif das Geschwader des Albuquerque an, welcher aber diese ganze Macht mit fünf Schiffen zerstörte. Der muthlos gewordene König gestattete dem Sieger, eine Citadelle aufzuführen, die so wohl die Stadt, als beide Hafen bestreichen konnte.

Albuquerque, der den Werth der Zeit kannte, verlor nicht einen Augenblick, diesen Bau zu Stande zu bringen. Er arbeitete selbst daran, wie der geringste unter den Seinigen. Durch diese Arbeitsamkeit konnte er doch nicht hindern, daß man nicht sahe, wie wenig Leute er hatte. Atar, der durch Veränderungen, die im Orient gewöhnlich sind, aus der Sklaverey zur Stelle eines ersten Staatsministers gelangt war, erröthete, daß er den Staat einer Hand voll Ausländer aufgeopfert hatte. Er fühlte sich geschickter, die Triebfedern der Staatskunst, als die Werkzeuge des Krieges in Gang zu setzen, und entschloß sich daher, durch Künste das Unglück, das er durch seine Feigheit angerichtet hatte, wieder gut zu machen. Er erfand Mittel, die Portugiesen zu gewinnen, zu bestechen, und sie unter sich und mit ihrem Aufführer in Zank und Streit zu bringen, daß sie hundertmal im Begriff standen, gegen einander zu fechten. Diese Zwistigkeit, die immer zunahm, bewog sie, sich wieder auf ihre Schiffe zu begeben, in dem Augenblick, da sie Nachricht erhielten, es sey ein Anschlag gemacht, sie zu erwürgen. Albuquerque, den Hindernisse und Widerstand in seinem Vorhaben nur noch mehr bestärkten, entschloß sich, den Ort auszuhungern, und allem Entsatz den Zugang zu sperren. Sein Raub war ihm gewiß, als drey seiner Schifsbefehlshaber ihn mit ihren Schiffen schändlich verließen. Um ihr Weggehen zu rechtfertigen, vergrösserten sie ihre schändlichen Untreue noch durch die Bosheit, ihren Anführer aufs abscheulichste zu verleumden.

Diese

Diese Verrätherey zwang den Albuquerque, die Ausführung seines Vorhabens bis zu einer Zeit aufzuschreiben, die, wie er wohl wußte, nicht entfernt war, und wo ihm die ganze Macht seiner Nation zu Gebot stehen würde. So bald er Vicekönig geworden war, erschien er vor Hormuz mit einer Rüstung, der ein verderbter Hof und ein weichliches Volk widerstehen zu können, sich nicht im Stand hielt. Man unterwarf sich. Der Regent von Persien ließ dem Sieger einen Tribut abfordern. Albuquerque ließ vor die Gesandten Stückkugeln, Granaten und Säbel bringen, und sagte ihnen dabey: **Dieß ist die Münze, in welcher der König von Portugal seine Tribute auszuzahlen pflegt.**

Nach dieser Unternehmung befand sich nun die portugiesische Macht an den arabischen und persischen Meerbusen und auf der Malabarschen Küste fest genug gegründet, daß man darauf denken konnte, sie weiter nach Osten hin in Asien ausbreiten zu können.

## XV.

### Niederlassung der Portugiesen auf Ceylan.

Die Insel Ceylan bot sich gleich dem Albuquerque dar. Sie ist achtzig Meilen lang und dreyßig an den breitesten Stellen breit. In den entferntesten Zeiten war sie unter dem Namen Taprobane sehr bekannt. Die Umstände von den Veränderungen, denen sie muß unterworfen gewesen seyn, sind nicht bis auf uns gekommen. Alles, was die Geschichte uns merkwürdiges davon erzählt,

besteht darin, daß die Gesetze da so in Ehren gehalten wurden, daß der Monarch sie so wenig übertretten durfte, als der geringste der Bürger. Wenn er dagegen handelte, wurde er zum Tode verurtheilt; aber mit dem Vorzug, daß man ihn mit den Demüthigungen der Strafe verschonte. Aller Umgang, aller Trost des Lebens und nöthiger Beystand wurde ihm entzogen, und er endigte elendiglich sein Leben in dieser Art von Bann. Wenn die Völker ihre Vorrechte gekannt hätten, würde dieser alte Gebrauch von Ceylan noch itzt in allen Gegenden der Erde beybehalten seyn; und sobald die Gesetze nur für die Unterthanen werden gemacht werden, mögen sich diese heissen, wie sie wollen, werden sie doch nichts anders als Sklaven seyn. Das Gesetz ist ein Unding, wenn es nicht ein Schwerd ist, das ohne Unterschied auf alle Köpfe gerichtet ist, und das den niederschlägt, der sich über die horizontale Ebene erhebt, über welcher es sich bewegt. Das Gesetz gebeut entweder niemand, oder aber allen. Vor dem Gesetz, so wie vor Gott sind alle gleich. Die Bestrafung des Unterthanen rächt nur die Uebertrettung des Gesetzes: aber die Bestrafung des Herrschers rächt die Verachtung desselben. Wer wird sich gegen das Gesetz auflehnen dürfen, wenn es selbst der Herrscher nicht ungestraft thun darf? Das Andenken dieser großen Lection dauert Jahrhunderte, und flößt einen heilsamern Schrecken, als der Tod tausend andrer Verbrecher ein.

Als die Portugiesen auf Ceylan landeten, trafen sie es sehr bevölkert an. Zwey an Sitten, an Regierungsform und Religion verschiedene

Na=

Nationen wohnten auf derselben. Die Bedas, die den nördlichen und minder fruchtbaren Theil des Eylands inne haben, sind in Stämme eingetheilt, die sich als eine einzige Familie ansehen, und die einem einzigen Oberhaupt gehorchen, dessen Macht aber nicht uneingeschränkt ist. Sie gehen fast nackt; sonst findet man daselbst dieselben Sitten und Regierungsform, als in den Gebürgen von Schottland. Diese zum gemeinschaftlichen Schutz immer vereinigten Stämme haben jederzeit tapfer für ihre Freyheit gefochten, und niemals der Nachbarn ihre angegriffen. Von ihrer Religion weiß man wenig, es ist zweifelhaft, ob sie einen Gottesdienst haben. Sie haben wenig Umgang mit Fremden. Man läßt diejenigen, welche durch die Gegenden, die sie bewohnen, ziehen, nicht aus den Augen. Sie erfahren da eine gute Begegnung, werden aber geschwind zurückgeschickt. Die Eifersucht der Bedas auf ihre Frauen ist zum Theil die Ursache der Sorgfalt, womit sie die Fremden von sich entfernen, und trägt nicht wenig dazu bey, sie von andern Völkern abzusondern. Sie scheinen die ursprünglichen Bewohner der Insel zu seyn.

Eine zahlreichere und mächtigere Nation, die man Chingulesen nennt, hat den mittäglichen Theil in Besitz. In Vergleichung mit der andern würden wir sie gesittet nennen. Sie haben Kleider und Despoten. Wie die Indianer haben sie die Eintheilung in Klassen oder Casten, aber eine andre Religion. Sie erkennen ein oberstes Wesen, und unter diesem Gottheiten von der zweyten, dritten Ordnung. Alle diese Gottheiten haben ihre Priester. Unter den Göttern der

zweyten

zweyten Ordnung verehren sie besonders einen, Bůddu genannt, der auf Erden gekommen ist, um Mittler zwischen Gott und Menschen zu werden. Die Priester dieses Bůddu sind auf der Insel Ceylan sehr wichtige Personen. Sie kônnen durch den Fůrsten niemals gestraft werden, und wenn sie ihm auch nach dem Leben getrachtet hätten. Die Chingulesen verstehen sich wohl auf den Krieg. Sie haben sich die Beschaffenheit ihres bergichten Landes zu Nutze zu machen gewußt, um sich gegen die Europåer zu vertheidigen, welche sie oft besiegt haben. Sie sind hinterlistig, Complimentenmacher, wie alle sklavischen Vôlker. Sie haben zwey Sprachen, die Sprache des Volks und die Sprache der Gelehrten. Ueberall, wo dieser Gebrauch eingefůhrt ist, hat man den Priestern und Regierung ein Mittel mehr in die Hånde gegeben, die Menschen zu betrůgen.

Diese beiden Vôlker genossen Frůchte, Gewåchse und Weiden, die auf dem Eyland im Ueberfluß waren. Man fand dort eine unzåhlige Menge Elephanten, eine große Menge vortreflichen Zimmet. An der nôrdlichen Kůste, und an der Fischerey-Kůste, die nicht weit von jener ist, war der ergiebigste Perlenfang im Orient. Die Hafen dieses Eylandes waren die besten in Indien, und seine Lage allein war noch mehr, als alle diese Vortheile.

Wo wir nicht irren, håtten die Portugiesen alle ihre Macht auf diese Insel verlegen sollen. Sie ist der Mittelpunkt vom ganzen Orient. Sie ist der Weg, durch den man nach den reichsten Gegenden zieht. Mit wenig Unkosten an Menschen und Geld wůrde man sie haben

gut

gut bevölkern und befestigen können. Zahlreiche aus allen Hafen dieser Insel ausgelaufene Geschwader hätten in ganz Asien Ehrfurcht für die Beherrscher derselben eingeflößt; und die Schiffe, die in den dortigen Gewässern gekreuzt hätten, würden alle Schiffe der andern Nation aufgehoben haben.

Der Vicekönig sahe diese Vortheile nicht ein. Er bemächtigte sich auch eben so wenig der Küste von Coromandel, ob sie gleich reicher ist, als die Malabarische. Diese letztere bot nichts dar, als Waaren von mäßigem Werth, viele Lebensmittel, ein wenig schlechten Zimmet, ziemlich viel Pfeffer und Cardamon, eine Art von Gewürz, das die Morgenländer häuffig gebrauchten. Die Küste von Coromandel liefert die besten baumwollenen Zeuge auf der Welt. Die Bewohner derselben, die fast alle Landseingebohrne, und nicht so sehr mit Arabern und andern Nationen vermischt sind, sind die mildesten und geschicktesten Völker von Hindostan. Ausserdem findet man noch die Bergwerke von Golkonda, wenn man längst der Küste von Coromandel nach Norden hinauf kömmt. Ja noch mehr, diese Küste ist vortreflich gelegen, um die Waaren von Bengala und andern Gegenden zu empfangen.

Dennoch legte Albuquerque da nichts an. Die Niederlassungen zu St. Thomä und Negapatan wurden erst nach ihm errichtet. Er wußte, daß diese Küste von Hafen entblößt ist, daß man in gewissen Zeiten des Jahres gar nicht daselbst anlanden kann, und daß alsdann Flotten den Colonien nicht zu Hülfe eilen können. Kurz er dachte, daß, wenn die Portugiesen Herren von Ceylan

wären,

wären, zu welchem Vorhaben sein Vorgänger Almeyda den Anfang gemacht hatte, und welches auch nachher vollendet wurde, würden sie zugleich Herren von der coromandelschen Handlung seyn, wenn sie sich von Malaka Meister machten. Er entschloß sich also zu dieser Eroberung.

## XVI.

### Die Portugiesen erobern Malaka.

Das Land, das diesen Ort zur Hauptstadt hat, ist ein schmaler Strich Erdreichs, der etwa hundert Meilen larg ist. Mit dem festen Lande hängt es nur durch die nördliche Küste zusammen, wo es an den siamschen Staaten, oder vielmehr an dem Königreich Johor, welches von jenen ist getrennt worden, angränzt. Alles übrige umspühlt die See, die es von der Insel Sumatra durch einen Kanal trennt, der unter dem Namen der Meerenge von Malaka bekannt ist.

Die Natur hatte für das Glück der Malayen gesorgt. Ein sanftes, gesundes und durch Winde und Wasser unter dem heißesten Himmelsstrich abgekühltes Klima. Ein Erdreich, das verschwenderisch fruchtbar mit Früchten war, die für den Menschen im Stand der Wildheit hinreichend seyn könnten, das aber auch dem Anbau aller dem gesellschaftlichen Menschen nöthigen Producte offen stand: ewig grünende Wälder, Blumen, die neben verwelkenden aufgehen: eine mit lebhaften und süßen Gerüchen durchbalsamirte Luft, die aus allen Gewächsen einer aromatischen Erde duften, und das Feuer der Wollust in den leben-

digen

digen Wesen entzünden. Die Natur hatte alles zum Besten der Malayen, die Gesellschaft aber alles zu ihrem Elend gethan.

Die härteste Regierung hatte in dem glücklichsten Land von der Welt das grausamste Volk gebildet. Die unter den Felsen und Eichenwäldern Nordens entstandenen Lehngesetze hatten bis unter dem Aequator mitten in den verliebten Hölzern und Gefilden, wo alles dazu reitzte, ruhig ein Leben zu genießen, das dort nur in den Lüsten, durch die es mitgetheilt wird, ein kürzeres Ziel hätte finden sollen, Wurzel geschlagen. Dort gehorchte ein sklavisches Volk einem Despoten, den zwanzig Tyrannen vorstellten. Der Despotismus eines Sultans schien noch schwerer auf dem großen Haufen zu liegen, indem er in den Händen der großen Vasallen getheilt war.

Dieser Zustand des Kriegs und der Unterdrückung hatte allen Herzen wilde Grausamkeit eingeflößt. Die auf Malaka ausgeschütteten Wohlthaten des Himmels hatten daselbst nichts als Undankbare und Unglückselige hervorgebracht. Herren verkauften ihre Dienste, nemlich die Dienste ihrer Sclaven dem, der sie kaufen konnte. Sie rissen ihre Leibeignen von dem Ackerbau. Ein irrendes und gefahrvolles Leben zur See und zu Land gefiel ihnen besser, als die Arbeit. Dieses Volk hatte einen unermeßlichen Archipelagus erobert, der in ganz Orient unter dem Namen der malayischen Inseln bekannt ist. Es hatte in diese zahlreichen Colonien seine Gesetze, seine Sitten und Gebräuche, und seine

Sprache

Sprache gebracht, die, welches sonderbar ist, die sanfteste unter allen Asiatischen ist.

Malaka war indessen durch seine Lage der ansehnlichste Marktplatz von Indien geworden. Sein Hafen war immer mit Schiffen angefüllt; die einen kamen von Japan, China, von den philippinischen, moluckischen Inseln, von den minder entfernten östlichen Küsten, die andern begaben sich dahin von Bengala, Coromandel, Malabar, Persien, Arabien und Africa. Alle diese Seefahrer handelten daselst unter sich und mit den Einwohnern in der grösten Sicherheit. Der Hang der Malayen für das Rauben war einem sicherern Vortheil nachgesetzt worden, als der immer unbestimmte und zweifelhafte Gewinn der Seeräuberey ist.

Die Portugiesen wollten an diesem Handel von ganz Asien Theil haben. Sie zeigten sich anfangs zu Malaka blos als Kaufleute. Ihre Eingriffe in Indien hatten ihre Flagge so verdächtig gemacht, und ihre Feinde, die Araber breiteten ihren Haß gegen diese Eroberer so sehr aus, daß man auf Wege sann, sie auf die Seite zu schaffen. Man stellte ihnen Fallen, in denen sie sich fangen ließen. Verschiedene derselben wurden ermordet, andre in Fesseln gelegt. Wer entwischen konnte, begab sich auf die Schiffe, und flüchtete nach Malabar.

Albuquerque hatte nicht erst auf diese Gewaltthätigkeit gewartet, um darauf zu denken, wie er Malaka einnehmen könnte. Inzwischen war sie ihm angenehm, weil sie seinem Unternehmen einen Anschein von Gerechtigkeit gab, wodurch der Haß, den dasselbe dem Namen der Portugiesen

sonst zuziehen mußte, gemindert werden konnte. Die Zeit würde aber einen Eindruck, den er als vortheilhaft für sich ansah, haben schwächen können, und er verschob keinen Augenblick seiner Rache. Diese Fertigkeit hatte man dort vermuthet, und er fand, als er im Anfang des Jahrs 1511. vor der Stadt anlangte, alle Verfügungen getroffen, ihn zu empfangen.

Ein noch größeres Hinderniß, als diese furchtbaren Rüstungen, fesselte einige Tage lang die Tapferkeit des christlichen Generals. Sein Freund Araujo war unter der Zahl der Gefangnen von der ersten Unternehmung her. Man drohte ihn umzubringen, so bald die Belagerung angehen würde. Albuquerque hatte ein zärtliches Herz, und er war durch die Gefahr seines Freunds aufgehalten, als er folgenden Zettel von ihm empfieng: Denke nur an die Ehre und den Nutzen Portugals; wenn ich kein Werkzeug deines Sieges seyn kann, so mache doch, daß ich demselben wenigstens kein Hinderniß werde. Der Ort wurde angegriffen, und nach vielen zweifelhaften, hartnäckigen und blutigen Gefechten erobert. Man fand darin unermeßliche Schätze, grosse Waarenlager, alles, was das Leben angenehm machen konnte, und es wurde eine Citadelle aufgeführt, um sich der Eroberung auf beständig zu versichern.

Da die Portugiesen sich an dem Besitz der Stadt begnügten, begaben sich unter den Einwohnern, die alle einer sehr verdorbnen mahometanischen Religion zugethan sind, diejenigen, welche das neue Joch nicht anerkennen wollten, tiefer in das Land hinein, oder sie verbreiteten

sich

sich längst den Küsten. Weil der Eigennutz sie nun zu keiner Verstellung mehr antreibt, so haben sie die ganze Heftigkeit ihrer Gemüthsart wieder angenommen. Dieses Volk geht niemals ohne einen Dolch, den sie Crid nennen. Sie scheinen alle Erfindungskraft ihres blutgierigen Geistes erschöpft zu haben, um dieses tödliche Gewehr hervorzubringen. Nichts ist auf der Welt gefährlicher, als solche Menschen mit einem solchen Werkzeug. Wenn sie auf einem Schiff sind, ermorden sie die ganze Mannschaft auf demselben in dem Augenblick, wo sie am sichersten zu seyn glauben. Seit dem man ihre Treulosigkeit erkannt hat, brauchen die Europäer die Vorsicht, keinen Malayen zum Matrosen zu nehmen. Aber diese Barbaren, die anjezt ihre alten Sitten, nach welchen der Stärkere sich eine Ehre daraus machte, den Schwächern anzugreifen, noch weiter treiben, und nun durch eine unbegreifliche Wuth angetrieben werden, zu sterben oder zu erwürgen, greifen mit Fahrzeugen von dreyßig Mann unsre Schiffe von vierzig Kanonen an, und nehmen sie manchmal weg. Werden sie aber auch zurückgetrieben, so geschieht es doch nicht, ohne den Trost mitzunehmen, daß sie ihren Durst nach Blut befriedigt haben.

Ein Volk, dem die Natur einen solchen unerschütterten Muth gegeben hat, kann ausgerottet, aber nicht durch Gewalt bezwungen werden. Bloß Menschlichkeit, der Reiz der Reichthümer oder der Freyheit, das Beyspiel der Tugend und der Gelindigkeit, eine sanfte Regierung können es gesittet machen. Man muß es sich selbst überlassen,

lassen, ehe man mit ihm in Verbindungen tritt, die es von sich wegstößt. Der Weg der Eroberung dürfte vielleicht der letzte seyn, den man an demselben versuchen müßte. Dadurch würde man nur den Abscheu gegen fremde Beherrscher vergrösern, und alle Empfindungen des Geselligkeitstriebs scheu und wild machen. Die Natur hat gewisse Völker mitten ins Meer versetzt, wie die Löwen in die Wüsten, um frey zu seyn. Die Stürme, die Sandbänke, die Berge und Hölen sind der Schutzort und die Verschanzuugen aller unabhängigen Wesen. Wehe den gesitteten Nationen, die sich wider die Kräfte und die Rechte der auf Inseln wohnenden Völker rüsten werden! Sie werden grausam und barbarisch werden; mit den Verwüstungen werden sie Haß aussäen, und Schimpf und Rache werden sie einerndten.

Nach der Einnahme von Malaka schickten die Könige von Siam und Pegu, und verschiedne andre, denn sie waren durch einen ihrer Unabhängigkeit so gefährlichen Sieg in Schrecken gesetzt, Gesandten zu dem Albuquerque, ihm ihre Glückwünsche abzustatten, ihren Handel anzubieten, und zu verlangen, in Bündniß mit Portugall zu treten.

## XVII.

### Niederlassung der Portugiesen in den Molucken.

Bey diesen Umständen richtete ein von der Hauptflotte abgeschicktes Geschwader seinen Lauf nach den moluckischen Inseln. Diese Eylande liegen nahe an der Sonnengleiche, im indischen Ocean,

Ocean, und wenn man, wie gewöhnlich geschieht, die von Banda dazu rechnet, so sind ihrer zehen. Das gröste hat keine zwölf Meilen im Umkreis, und die andern viel weniger. Dieser Archipel scheint vom Meer ausgespien worden zu seyn. Man kann ihn mit Grund für die Folge eines unterirdischen Feuers halten. Stolze Gebürge, deren Gipfel sich in die Wolken verliert; ungeheuer auf einander gethürmte Felsen; scheußliche und tiefe Hölen; Ströme, die sich mit einer entsetzlichen Gewalt herabstürzen; feuerspeyende Berge, welche unaufhörlich ein nahes Verderben drohen; ein solches Chaos erzeugt allerdings diese Idee, oder bestärkt dieselbe.

Wie sie anfänglich bevölkert worden sind, weiß man nicht, aber es scheint erwiesen, daß die Javaner und Malayen ihnen nach und nach Gesetze vorgeschrieben haben. Im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts waren die Bewohner derselben eine Art von Wilden, deren Anführer, ob sie gleich den Titel Könige führten, nur eine eingeschränkte und gänzlich von den Einfällen ihrer Unterthanen abhängige Gewalt hatten. Zu dem Aberglauben des Heidenthums, zu dem sie sich seit langer Zeit bekannt, hatten sie seit weniger Zeit den Aberglauben der mahometanischen Religion hinzugefügt. Sie waren übermäßig faul. Die Jagd und der Fischfang war ihre einzige Beschäftigung, und sie kannten keine Art des Feldbaus. In dieser Unthätigkeit wurden sie durch die Vortheile, die ihnen die Kokospalme verschafte, gestärkt.

Die

Die Kokospalme, die beynahe überall in Indien zu Haus ist, ist ein sehr schön gestalteter Baum, der eine Höhe von 40 noch öfters von 60 Fuß erreicht. Eine Menge dünner und faserigter Wurzeln befestigen ihn in der Erde. Sein Stamm ist unten etwas gebogen, übrigens aber nach seiner ganzen Länge gerade, von gleicher, mittelmäsiger Dicke, doch sieht man an demselben noch viele erhabenen Halbringe, welche die abgefallenen Blätter zurücklassen. Sein leichtes schwammigtes Holz taugt weder zum Schifbau noch sonst zu einem dauerhaften Gebäude; und die aus diesem Holz gezimmerten Boote zerbrechen leicht, und dauren nicht lang. Der Gipfel der Kokospalme ist mit 10 oder 12 gefiederten Blättern gekrönt, die zu oberst kleiner werden; sie sind unten sehr breit, und wenn sie noch jung sind, mit einem sonderbaren Netz bekleidet, aus welchem man Siebe macht. Ihre Hauptrippe von 12 Fuß lang ist auf der Oberfläche tief gekerbt. Man bedeckt mit diesen Blättern die Häuser, macht davon Sonnenschirme, Seegel, Fischernetze; ja die jüngsten derselben können statt des Pappiers dienen, und sie nehmen den Eindruck der mit einem Griffel darauf geschriebenen Buchstaben an. Aus der Mitte dieses Blätterbüschels erhebt sich eine Scheide oder dicke häutige Hülle, die ineinander gewickelt in der Mitte bauchigt und am Ende zugespitzt ist. Wenn sie ihren bestimmten Wuchs erreicht hat, öfnet sie sich von der Seite, und läßt eine beträchtliche Blumenähre sehen, an welcher jeder Zweig zwey weibliche und eine größere Anzahl männlicher Blumen trägt. Diese haben einen tief-

tiefsechstheiligen Kelch *) und eben soviele Staubfäden, in jenen ist statt der Staubfäden ein Stempfel, der eine eyförmige etwas dreyeckigte, und mehr als halb Fuß lange Frucht herfürbringt. Die Verbindung mehrerer Früchte, die an einem Büschel hängen, nennt man Kolben. Der nemliche Baum treibt in einem Jahr mehrere Kolben.

Diese Frucht hat eine faserigte drey Finger dicke Schaale, welche unter dem Namen Caire bekannt ist, und aus welcher man einige gröbre Zeuge und Schiffsthaue verfertigt. Sie enthält eine sehr harte Nuß, von der Größe und Gestalt einer kleinen Melone, hat an einem Ende drey Löcher, und taugt zu kleinen Gefäßen und Haußgeräthe. Das Fleisch, welches das innerste dieser Nuß einnimmt, giebt eine sehr gesunde Nahrung, daraus man in der Presse ein Oel bekömmt, das, wenn es frisch ist, sehr süß ist, und von den Indianern häufig verbraucht wird. Wenn es aber alt ist, bekömmt es einen bittern Geschmack und taugt dann nur zum Brennen. Das Mark, welches in der Presse zurück bleibt, dient zum Futter des Viehs und Geflügels, und selbst zur Nahrung des gemeinen Volks bey unfruchtbaren Zeiten. Das innerste dieser Nuß enthält ein klares, erfrischendes und etwas süßes Wasser, welches dem Feldmann und Reisenden den Durst stillt. In den alten Früchten verdünstet dieses Wasser

*) Ist falsch, indem die Kokospalme einen dreytheiligen Kelch und drey Kronblätter hat, welche vielleicht ein Nichtbotanist für drey Theile ansahe. A.

Wasser und macht einem Kern Platz, welcher bald die ganze Hölung ausfüllt und zum Keimen tauglich wird. Bisweilen findet man in dem innern eine steinartige Verhärtung, der die Indianer grosse Wirkungen zuschreiben: sie halten solche für das Pfand eines glücklichen Erfolgs, nnd fast immer versehen sich selbige damit bey ihren Unternehmungen.

Diese erzählten Vortheile der Kokospalme sind es aber noch nicht alle. Wenn man die Spitze der Blüthknospen vor ihrem vollkommenen Aufschluß abkappt, läuft ein weiser Saft heraus, den man in ein am Ende derselben gehängtes Gefäß lauffen läßt. Frisch getrunken ist er süß. Das ist das Manna in der Wüste. Ja wer weiß, ob der Gedanke davon nicht von noch weiter aus Osten herstammenden Büchern entlehnt ist, als die Arabischen und Egyptischen? Indien, sagt man, sey die Quelle vieler Fabeln, Allegorien und Religionen. Die natürlichen Merkwürdigkeiten sind eine fruchtbare Quelle für die Betrügerey; diese verwandelt besondre Erscheinungen in Wunder. Die natürliche Geschichte eines Lands wird in einem andern übernatürlich. Die Thatsätze verändern sich, so wie die Pflanzen, je mehr sie sich von ihrem Stammort entfernen. Die Wahrheiten verwandeln sich in Irrthümer, und die Entfernung der Zeit und des Orts giebt den unter dem Volk im Schwange gehenden Lügen ein unverjährliches Recht an das Zutrauen der Unwissenden, und an das Stillschweigen der Gelehrten, dadurch, daß sie die gelegentlichen Ursachen der falschen Meinungen aus

aus dem Gesicht rücket. Jene wagen es nicht zu zweifeln, diese nicht, sie zu bestreiten.

Wie es nun auch mit den Verhältnissen stehen mag, die zwischen der Speise der Israeliten und dem Trank der Indianer seyn könnten, und wenn gleich der Saft der Kokospalme nicht beym Schein der Sonne, wie das Manna verschwindet, so wird er doch gar bald sauer, und verwandelt sich in einen sehr nützlichen Essig. Wenn er in seiner ganzen Kraft distillirt wird, giebt er einen sehr geistigen Brandenwein, und wenn man ihn mit ein wenig lebendigem Kalch kochen läßt, bekömmt man einen Zucker von mittelmäßigem Gehalt heraus. Die Knospen, aus denen man diesen Saft zieht, bekommen keine Frucht, und gehen nicht mehr auf, weil sie den Saft verloren haben, denn er ist es, aus dem die Nuß sich bildet und wächst.

Außer dieser Kokospalme, die in allen Gegenden Indiens ausgebreitet ist, hatten die moluckischen Inseln eine besondere Gattung, die man Sagu nennt. Dieser Baum, welcher überall in den Wäldern dieser Inseln wächst, ist vom vorhergehenden durch seine längere Blätter, seinen niedrigern Stamm, seine kleinere Früchte verschieden. Sein Wachsthum ist anfangs sehr langsam. Zuerst ist es ein Gesträuch mit Dornen, welche den Zugang erschweren. Aber wenn sein Stengel ausgewachsen ist, erreicht er in kurzer Zeit eine Höhe von dreißig Fuß, und ungefähr sechs im Umfange, dann verliert er auch unvermerkt seine Dorne. Seine Schale ist einen Zoll dick. Innerhalb ist sie mit einem Kern, der sich zu Mehl machen läßt, angefüllt. Der Baum,

welcher nur für die Bedürfnisse des Menschen zu wachsen scheint, zeigt ihm dieses Mehl durch einen feinen, weißen Staub, womit das Blatt sich überzieht, an. Dieses ist ein sicheres Kennzeichen von der Reife des Sagu. Die Indianer hauen dann den Baum am Fuß ab, ohne sich um die Früchte, der sie sich niemals bedienen, zu bekümmern, und zerlegen ihn in Stücken, um das Mark oder Mehl davon heraus zu bekommen. Man läßt dieses Wesen in Wasser auflösen, und schlägt es hernach durch ein Tuch, welches das Mehl durchläßt und nur die Zasern oder das faserichte Gewebe zurück behält. Das durchgeseigte wirft man in irdene Formen, wo es auf Jahre lang trocknet und hart wird. Den Sagu ißt man bloß in Wasser zerlassen, bisweilen auch gekocht, oder in Brod verwandelt. Der Indianer Menschengefühl bewahrt das feinste dieses Mehls für die Alten und Kranken. Bisweilen wird es zu einer weißen und sehr zarten Sulz gemacht.

Ein mäßiges, unabhängiges, der Arbeit abgeneigtes Volk hatte Jahrhunderte hindurch bey dem Sagumehl und Kokossaft gelebt, als die Chineser bey einer ungefähren Landung auf den moluckischen Eylanden im mittlern Zeitalter daselbst die Muskatnuß und Gewürznägelchen, zwey köstliche Gewürzarten, die die Alten nicht gekannt haben, entdeckten. Bald wurde der Geschmack an denselben in Indien eingeführt, von da aus er sich in Persien und Europa ausbreitete. Die Araber, die damals fast den ganzen Handel in der Welt in Händen hatten, übersahen einen so reichen Theil desselben nicht. Sie zogen haufen-

weise nach diesen berühmtgewordenen Inseln, und sie hatten sich die Erzeugnisse derselben zu eigen gemacht, als die Portugiesen, die sie überall verfolgten, ihnen auch diesen Zweig ihres Gewerbs entrissen. Die Ränke, die man erfand, um dieser Eroberer Vorhaben zu hintertreiben, hinderten die Erlaubniß nicht, die man ihnen ertheilte, ein Fort aufzuführen. Von diesem Augenblick an rechnete der Hof zu Lissabon die Molucken unter die Zahl seiner Provinzen, und es daurte auch nicht lange, so wurden sie es in der That.

Während daß des Albuquerque Unterbefehlshaber ihr Vaterland mit so gar seltenen Producten bereicherten, machte sich dieser Feldherr Malabar vollends unterwürfig, welches sich seine Abwesenheit hatte zu Nutze machen wollen, die Freyheit wieder in etwas zu erhalten. Da er endlich nach seinen neuen glücklichen Thaten ruhig in dem Mittelpunct seiner Eroberungen war, dachte er darauf, die Ausgelassenheit der Portugiesen in Schranken zu bringen; er führte in allen Colonien wieder Ordnung ein; er gründete die Kriegszucht fester, und zeigte sich immer thätig, vorsichtig, weise, gerecht, uneigennützig, menschlich. Das Bild seiner Tugenden hatte so einen Eindruck auf der Indianer Gemüth gemacht, daß sie lange nach seinem Tod noch zu seinem Grab hingiengen, um seine Nachfolger wegen ihrer Erpressungen bey ihm zu verklagen. Er starb zu Goa, im Jahr 1515. ohne Reichthümer, und in der Ungnade des Emanuels, bey dem man ihn verdächtig gemacht hatte.

XVIII.

## XVIII.

### Ursachen der großen Macht der Portugiesen.

Wenn man über die Anzahl seiner Siege und die Geschwindigkeit seiner Eroberungen erstaunen muß, welch ein Recht haben nicht auf unsre Bewunderung die heldenmüthigen Männer, die er die Ehre hatte anzuführen! Hatte man bis dahin eine Nation mit so wenig Macht so große Dinge thun sehn? Es standen keine vierzig tausend Portugiesen in den Waffen, und vor ihnen zitterte das Kaiserthum Maroco, alle Barbaren in Africa, die Mamalucken, diese berühmte Miliz des egyptischen Sultans, die Araber und ganz Orient von der Insel Hormutz an bis nach China. Ihrer waren nicht Einer gegen hundert, und sie griffen Truppen an, die mit gleichen Waffen oft ihre Güter und ihr Leben bis aufs äußerste vertheidigten. Was für Menschen mußten dann damals die Portugiesen seyn, und welche besondere Triebfedern hatten sie zu einem Volk von lauter Helden gemacht?

Sie fochten seit beynahe einem Jahrhundert gegen die Mohren, als Graf Heinrich aus dem Haus Burgund mit verschiedenen französischen Rittern in Portugal in der Absicht anlandete, in Castilien unter dem berühmten Cid zu fechten, dessen großer Ruf sie herbey gelockt hatte. Die Portugiesen luden sie ein, ihnen gegen die Ungläubigen beyzustehen; die Ritter thaten es, und der gröste Theil ließ sich in Portugal nieder. Die Einrichtung des Ritterwesens, eine von denen,

welche

welche die menschliche Natur am meisten erhoben hat; diese Liebe zum Ruhm, die an die Stelle der Liebe zum Vaterland getretten war; dieser von der Hefe der barbarischen Jahrhunderte gereinigte Geist, der aus den Fehlern der Lehensregierungsform selbst entstanden war, die Uebel derselben wieder gut zu machen oder doch zu mäßigen; die Ritterschaft zeigte sich damals wieder an den Ufern des Tago in all dem Glanz, den sie bey ihrer Entstehung in Frankreich und England gehabt hatte. Die Könige suchten sie, durch die Stiftungen verschiedener nach dem Muster der alten eingerichteter Orden, deren Geist mit dem Geist jener einerley war, nämlich eine Mischung von Heldenmuth, Galanterie und Frömmigkeit, zu erhalten und auszubreiten.

Die Könige erhoben auch noch den Geist der Nation durch die Art von Gleichheit, mit welcher sie dem Adel begegneten, und durch die Schranken, die sie selbst ihrer Macht setzten. Sie riefen die Landstände, ohne welche eine Nation eigentlich keine ist, oft zusammen. Von ihnen empfieng Alphons den Scepter nach der Eroberung von Lissabon. Mit ihnen gemeinschaftlich gaben seine Nachfolger lange Zeit Gesetze. Verschiedne dieser Gesetze waren geschickt, Begierde nach großen Dingen einzuflößen. Der Adel wurde für ausgezeichnete Dienste ertheilt; dem, der einen feindlichen General oder seinen Schildträger gefangen oder getödtet hatte; dem, der als Gefangener bey den Mohren seine Freyheit nicht durch die Verleugnung seiner Religion hatte erkaufen wollen. Demjenigen aber, der eine Frauensperson beschimpfte, ein falsch Zeugniß ablegte, die Treue verletzte oder dem König die

Wahrheit nicht berichtete, wurde der Adel genommen. Ist es ein Versehen der Unterthanen, die ihren Fürsten die Wahrheit nicht haben sagen dürfen, daß diese Gewohnheit aufgehört hat, oder ist es eine Fehler der Fürsten, die solche nicht haben hören wollen?

Die Kriege welche die Portugiesen geführt hatten, um ihr Vermögen und ihre Freyheit zu vertheidigen, waren zugleich Religionskriege. Sie waren voll von jenem wilden, aber glänzenden Fanaticismus, den die Päbste zur Zeit der Kreutzzüge verbreitet hatten. Die Portugiesen waren also Ritter, die die Waffen für ihre Habe, ihre Weiber, Kinder und Könige führten, welche letztere Ritter, wie sie waren. Es waren Kreuzfahrer, die für ihr Vaterland fochten. Dazu kömmt noch, daß sie eine kleine Nation, eine sehr eingeschränkte Macht waren; und nur in kleinen oft in Gefahr schwebenden Staaten fühlt man für das Vaterland einen Eifer, den grosse Völker, die einer größern Sicherheit genießen, nicht kennen.

Die Quellen von Thätigkeit, Stärke, Hoheit der Seele und Größe, die auf einmal in dieser Nation vereinigt waren, giengen nach der Vertreibung der Mohren nicht verloren. Man suchte diese Feinde des Staats und des Glaubens in Africa auf. Es gab auch einige Kriege mit den Königen von Castilien und Leon, und während der Zeit, die vor den Unternehmungen nach Indien verstrich, lebte der Adel fern von den Städten und vom Hof, und verwahrte auf seinen Schlössern die Bilder und Tugenden seiner Vorfahren.

So bald man anfieng, es mit Eroberungen in Africa und Indien zu versuchen, vereinigte sich eine neue Leidenschaft mit den Triebfedern, die wir eben erwähnt haben, dem Genie der Portugiesen neue Stärke zu geben. Diese Leidenschaft, die anfangs alle andre erhöhen, aber auch bald ihre edlen Quellen verstopfen mußte, war die Geldgierigkeit. Sie schifften sich haufenweise ein, reich zu werden, dem Staat zu dienen, und Menschen zu bekehren. Bis zum Tod des Albuquerque zeigten sie sich in Indien größer als Menschen. Nachher aber verdarben die Reichthümer, dieser Zweck und Frucht ihrer Eroberungen, alles. Die edlen Leidenschaften verschwanden, so bald Ueppigkeit und Genuß eintraten; welche niemals ermangeln, die Kräfte des Leibes und die Tugenden der Seele zu vernichten. Die Schwäche der Nachfolger des großen Emanuels, die mittelmäßigen Leute, die er selbst zu Vicekönigen in Indien auserlaß, machten, daß die Portugiesen nach und nach ausarteten.

Unterdessen trat doch Lopes de Soarez, der an die Stelle des Albuquerque kam, in seine Vorhaben. Er schaffte eine grausame Gewohnheit, die im Land Travankor unweit Kalikut üblich war, ab. Dieses Volk befrug Zauberer um das Schicksal seiner Kinder. Wenn die Wahrsager den Kindern ein günstiges Schicksal versprachen, ließ man sie leben; drohten sie ihnen aber ein großes Unglück, erwürgte man sie. Soarez machte, daß man diese Kinder am Leben erhielt. Er mußte einige Zeit wider die Unruhen, womit seine Nation in Indien bedroht war, kämpfen.

Als

Als er aber von dieser Besorgniß befreyt war, dachte er auf weiter nichts, als sich einen Weg nach China zu bahnen.

## XIX.

### Ankunft der Portugiesen in China. Allgemeiner Begrif von diesem Reich.

Der große Albuquerque hatte schon den Vorsatz dazu gefaßt. Er hatte zu Malaka chinesische Schiffe und Kaufleute angetroffen, und hatte sich von einer Nation die gröste Vorstellung gemacht, bey der die geringsten Matrosen mehr Höflichkeit, mehr Ueberlegung, mehr Furcht, die Wohlanständigkeit zu beleidigen, mehr Sanftmuth und Menschlichkeit besaßen, als damals selbst der Adel in Europa. Er lud die Chineser ein, ihren Handel in Malaka fortzusetzen. Er erfuhr von ihnen besondere Umstände von der Macht, den Sitten ihres weitläuftigen Reichs, und theilte dem portugiesischen Hof seine Entdeckungen mit.

Man hatte in Europa keinen Begriff von der chinesischen Nation. Der Venetianer Marco Polo, der die Reise nach China zu Land gethan hatte, war mit der Nachricht, die er davon gab, für einen Fabelerzähler gehalten worden. Unterdessen stimmte sie doch mit dem überein, was Albuquerque nachher davon berichtete. Diesem maß man Glauben bey, wie auch dem, was er von dem reichen Handel, den man in diesem Land treiben könnte, meldete.

Ein Geschwader segelte im Jahr 1518. ab, um einen Gesandten dahin zu bringen. Als das-

selbe auf den um Kanton liegenden Inseln angelandet war, dauerte es nicht lange, bis es von chinesischen Schiffen umringt wurde, die dasselbe untersuchen wollten. Ferdinand de Andreada, welcher Befehlshaber davon war, setzte sich nicht zur Wehr; er ließ seine Schiffe visitiren, er eröffnete den Mandarinen, die zu Kanton commandirten, den Zweck seiner Reise, und übergab ihnen den Gesandten, der nach Pekin geführt wurde.

Dieser Gesandte traf auf seinem Weg Wunder an, die ihn alle Augenblicke in Erstaunen setzten. Die Größe der Städte, die große Anzahl der Dörfer, die Menge der Kanäle, deren einige schiffbar sind und durch das ganze Reich gehen, andre den Ländern Fruchtbarkeit verschaffen; die Kunst, womit diese Ländereyen gebaut werden; der Ueberfluß und die Verschiedenheit ihrer Producte; der weise und sanfte äußerliche Anstand dieser Völker; jener beständige Tausch von Dienstleistungen, den man auf den Feldern und den Landstraßen erblickt; die gute Ordnung mitten unter einem unzähligen und in einer beständigen Bewegung lebenden Volk, die eine beständig thätige Aufmerksamkeit unterhält: alles dieses mußte den portugiesischen Gesandten, der der lächerlichen und barbarischen Sitten Europas gewohnt war, in Erstaunen setzen.

## XX.

### Zustand von China nach seinen Lobrednern.

Wir wollen bey diesem von den Europäern so verschieden beurtheilten Volk etwas verweilen.

Dem

Dem Gemählde, das seine Lobredner entworfen haben, wollen wir das seiner Feinde an die Seite stellen. Vielleicht bekömmt man aus diesem Contrast einige Aufklärung, welche darzu dient, die Meinungen zu vereinigen.

Die Geschichte einer so wohleingerichteten Nation, sagen seine Anhänger, ist eigentlich die Geschichte der Menschen: der ganze übrige Erdboden ist ein Bild des Kahos, worin die Materie vor der Bildung des Weltalls lag. Durch die Versuche einer ununterbrochnen Folge von Zerstöhrungen ist die Gesellschaft zur Ordnung, zur Harmonie gelangt. Die Staaten und Völker sind eines aus dem andern entstanden, wie die einzelnen Menschen; nur mit dem Unterschied, daß in den Familien die Natur den Tod der einen, die Geburt der andern, nach beständigen und regelmäßigen Wegen veranstaltet. Aber in den Staaten stöhrt und unterbricht die Gesellschaft dieses Gesetz durch eine Unordnung, wo man bald die alten Monarchien angehende Republiken ersticken, bald ein wildes ungebildetes Volk in seinen Heerzügen eine Menge zerfallner und zerstückter Staaten verschlingen sieht.

China allein ist diesem Schicksal entgangen. Dieses Reich *), welches nach Norden hin an die

*) Diese Nachricht von China ist sehr übertrieben, und geht weiter, als was du Halde und die andern Jesuiten davon erzählen, oder als der Auszug in der allgemeinen Weltgeschichte, aus dem sie übrigens hauptsächlich entlehnt ist. Und diese Erzählungen sind doch auch schon sehr übertrieben. Doch wenn wir nicht irren, folgt hier der Verfasser seinem Hang, das Bild eines höchst weisen und glücklichen Volks zu

die russische Tartarey, nach Süden an Indien, nach Abend an Thibet, und nach Morgen an den

---

zu schildern, und sich dazu des Vorurtheils zu bedienen, das uns schon für die Chineser eingenommen hat. Diese falsche Vorstellung der chinesischen Sitten thut aber zur Hauptsache des Buchs nichts, und wir wollen den Enthusiasmus, der den Leser bey diesem vortreflich gemahlten, ob schon sehr geschmeichelten Bild hinreißen wird, nicht durch eine weitläuftige und kalte Schilderung der wahren Sitten der Chineser stören. Wir verweisen ihn auf die allgemeine Weltgeschichte Th. XXV. der teutschen und Th. XX. der französischen Ausgabe, wo er einen ganz guten Auszug aus allen Schriftstellern von China, zumal aus den Jesuiten finden wird. Kann er aus den Umständen, die durch jener ihre Vorurtheile durchschimmern und beweisen, daß sie von Vorurtheilen für China eingenommen gewesen sind, die Wahrheit noch nicht heraus finden, so nehme er das neulich von Hrn. v. Paw. herausgegebene Buch: **Philosophische Untersuchung über die Egyptier und Chineser**, zur Hand, und lese es. Er gehe aber nicht so weit als dieser, sondern nehme die Mittelstraße, alsdann wird er der Wahrheit nahe kommen. Er muß dabey beobachten, welche Sätze dieser anführt, in denen die Lobredner Chinas mit einstimmen: als den erlaubten Kindermord, die eingeführte Sclaverey, die Banden Spitzbuben, die Städte angreifen und plündern, die Erpressungen der Höhern gegen die Niedrigen, die Stockschläge, womit jedermann gezüchtigt wird, das Gesetz, nach welchem eine ganze Familie wegen des Verbrechens eines Gliedes derselben bestraft wird, den Mangel an Münze, aus Besorgniß vor den falschen Münzern, die in Civilsachen nicht gestattete Apellation u. s. w. und dann überlegen, was für einen mora-lischen

den Ocean gränzt, begreift fast die ganze östliche Seite vom festen Land Asiens in sich. Sein



---

lischen Zustand diese Thatsätze bey einer Nation anzeigen. Alsdann wird er freylich finden, daß das daraus zu entwerfende Bild ganz anders aussieht, als dasjenige, welches die Jesuiten von China entwerfen, und vielmehr noch von dem hier entworfenen unterschieden ist. Er wird hingegen auch finden, daß der Hr. v. P. viel zu weit geht. Doch, wie gesagt, zur Hauptsache thun die hier vom Verfasser begangnen Irrthümer nichts. Genug, China war ein bevölkertes und sehr gesittetes Land, mit dessen natürlichen und verarbeiteten Erzeugnissen sich ein vortheilhafter Handel treiben ließ. Die hier stehende Beschreibung aber ist eine mit viel Beredsamkeit entworfne Schilderung eines weisen und glücklichen Volks, wo der Ackerbau geehrt und fleißig getrieben wird, wo der Aberglaube die Menschen nicht plagt, wo der Fürst an den Gesetzen nichts verändern darf, und nicht unumschränkt herrscht, wo Vernunft und Tugend regieren. Von den Chinesern, die den Namen dazu hergeben müssen, enthält sie zwar nur verstellte Züge, aber sie bleibt immer lehrreich und schön. Wollte der Himmel, vieles daraus wäre bey uns wahr! Wir bemerken aber hiebey, daß dieser unser Wunsch, besonders auf die Wirkungen, die hier beschrieben sind, geht, nicht aber auf alle Quellen, aus denen sie hergeleitet werden. Dies ist unsers Erachtens einer der wichtigsten hier begangnen Irthümer, daß wirklich in China statt findende Einrichtungen als herrlich angepriesen werden, die gewiß aus schlimmen Ursachen entspringen, und schlimme Wirkungen erzeugen. So glauben wir, daß diese genaue Bestimmung aller auch gleichgültig scheinender Handlung, dieses Gesetzbuch über die geringsten Gebräuche, das in China wirklich statt findet, und wovon in der Folge geredet

Umfang ist mehr als 1800 Meilen. Man schätzt die ununterbrochne Fortdauer desselben auf vier tausend Jahr, und dies Alterthum hat nichts erstaunenswürdiges. Dem Krieg, der Schwärmerey, und unserer unglücklichen Lage muß man die Kürze unserer Geschichte, und die Kleinheit unserer Nation zuschreiben, welche schnell einander zerstört und vertrieben haben. Aber die Chineser, die von allen Seiten durch Gewässer und Wüsteneyen eingeschlossen und beschützt sind, haben, wie das alte Egypten, einen dauerhaften Staat ausmachen können. So bald die Ufer des Meers und die Mitte des festen Landes Bewohner gehabt haben, hat alles, was da herum wohnte, sich, wie um einen anziehenden Mittelpunkt vereinigen müssen: und die kleinen irrenden, oder sich hier und da lagernden Völkerschaften haben sich immer näher an ein Volk, welches fast niemals von den Eroberungen, die es

---

det wird, ein bösartiges und unglückliches Volk anzeigen, oder ein Volk klein und schwachseelig, und also unglücklich machen muß. Irrt aber auch gleich der Verfasser hier, so berichtigt er nachher diese Begriffe, und giebt durchs ganze Buch hindurch das Gegengift dazu, indem er die herrlichen Wirkungen der wahren das Herz erweiternden Freyheit deutlich an hundert Orten aus einander setzt. Der Leser hefte nur besonders die Augen auf die hier entworfene Beschreibung eines glücklichen Volks, dessen Bild das Herz mit so viel Wärme und der Tugend und Menschlichkeit vortheilhaften Empfindungen erfüllt, das wir daher weder missen noch geändert wissen wollten. M.

es gemacht, sondern von den Kriegen, die es ausgehalten hat, spricht, und sich glücklicher schätzt, seine Sieger gesittet gemacht, als seine Feinde vertilgt zu haben, anschliessen müssen.

Eine schon von alters her verbesserte Gegend muß überall die alten und tiefen Spuren der Emsigkeit an sich haben. Die Gefilde sind hier soviel möglich geebnet worden. Meistens behalten sie nur den Hang, den das Wasser verlangt, um die Wässerungen zu erleichtern, die mit Recht als eine der grösten Hülfsmittel beym Ackerbau angesehen werden.

Man sieht auf den Feldern nur wenig Obstbäume, weil sie der Kornsaat zu viel Säfte rauben würden. Wie sollte man dort jene Gärten mit Blumen, Rasen, Gebüschen, Wasserkünsten angefüllt finden, deren Anblick den müßigen Zuschauer vergnügt, dem Volk aber gleichsam als einen Diebstahl, den man an seinem Unterhalt begeht, versagt, und vor seinen Augen verborgen zu werden scheint? Die Erde ist da nicht mit jenen Thiergärten und jenen unermeßlichen Wäldern, die weniger Holz verschaffen, als sie Fluren und Saaten durch die wilden Thiere verderben, die man zum Vergnügen der Großen und zum Jammer des Arbeiters darinn einschließt, überhäuft. In China besteht der Reitz der Landhäuser blos in einer guten Lage; angenehm abwechselndem Anbau der Felder; in Bäumen, die eben nicht in Reihen gepflanzt sind; in Haufen löcherichter Steine, die man von ferne für Felsen oder Berge halten würde.

Die Hügel sind überall in Terassen eingeschnitten, und durch eine trockne Mauer unterstützt.

Man sammelt das Regen- und Quellwasser in vernünftig angelegten Behältern. Oft wässert auch der Fluß, der den Fuß des Hügels bespühlt, den Gipfel und den Abhang desselben, vermittelst jenes erfinderischen Fleißes, der dadurch, daß er die Maschinen einfacher und zahlreicher gemacht, die Menge der Arme zu den Arbeiten vermindert hat, und mit zwey Menschen das ausrichtet, was anderswo keine tausend thun können. Diese Anhöhen geben alle Jahre gewöhnlich drey Erndten; auf eine Art von Rüben, welche Oel giebt, kömmt die Baumwolle, auf selbige Pataten. Diese Ordnung im Anbau ist zwar nicht unabänderlich, aber doch gewöhnlich.

Auf den Bergen, welche für den Menschen keine Nahrungsmittel geben, erblickt man das zum Häuser und Schifsbau erforderliche Zimmerholz. Verschiedene enthalten Eisen, Zinn, Kupferbergwerke, welche zum Bedürfnis des Reichs hinreichen. Die Goldbergwerke werden nicht mehr bearbeitet, entweder weil sie nicht ergiebig genug gefunden worden, die erforderlichen Kosten zu bestreiten, oder weil man das, was die Ströme bey sich führen, zum Tausch für erklecklich gehalten hat.

Das Meer, welches seine Ufer verändert, wie die Flüsse die ihrigen, aber in Zeiträumen, die mit den Wassermassen in Verhältniß stehen; das Meer, welches in einem Jahrtausend einen Schritt thut, aber bey dem ein Schritt hundert Veränderungen auf dem Erdball hervorbringt, bedeckte ehedem den Sand, der gegenwärtig die Provinzen Nanking und Tsche-kiang ausmachen. Dieses sind die schönsten im Reich. Die Chineser

haben

haben den Ocean zurückgetrieben, in Schranken gehalten, bezwungen, wie die Egyptier den Nilfluß bändigten. Sie haben mit dem festen Land Ländereyen vereinigt, welche das Wasser davon getrennt hatte. Der Wirkung des Weltalls setzen diese Leute die Gegenwirkung des Fleißes entgegen, und während die berühmteste Nationen durch die Wuth der Eroberungen den verzehrenden Händen der Zeit zur Verheerung des Erdballs noch Beystand geleistet haben, bekämpfen sie und halten den allmähligen Fortgang der allgemeinen Zerstörung durch Bemühungen, die übernatürlich scheinen würden, wenn sie nicht unaufhörlich und sichtbar wären, auf.

Zu dem Bau des Landes thut diese Nation, wenn man so sagen darf, noch den Anbau des Wassers hinzu. Mitten aus den Flüssen, die durch Kanäle Gemeinschaft mit einander haben, und an den unzähligen Städten des Reichs vorbey fließen, sieht man schwimmende Städte sich erheben, die aus der Zusammenkunft einer unzähligen Menge von Fahrzeugen entstehen, welche mit einem Volk besetzt sind, das nur auf dem Wasser lebt, und sich bloß mit dem Fischfang beschäftigt. Der Ocean selbst wird mit solchen Fahrzeugen, deren Maste in der Ferne als bewegliche Wälder aussehen, zu tausenden bedeckt und befahren. Anson wirft es den auf diesen Fahrzeugen wohnenden Schiffern vor, daß sie sich nicht einen Augenblick von ihrer Arbeit abgewandt hätten, um sein Schiff zu betrachten, welches das gröste war, das jemals in diesen Gewässern geankert hatte. Aber diese Unempfindlichkeit gegen eine Sache, die den chinesischen Matrosen unnütz schien,

ob sie gleich ihrer Handthierung nicht fremd war, beweist vielleicht das Glück eines Volks, welches Beschäftigung als das einzige, Neugierde aber für nichts rechnet.

Im ganzen Reich wird nicht überall das nemliche gebaut. Nach der Natur des Erdbodens und der Verschiedenheit des Himmelsstrichs ist der Anbau selbst verschieden. In den niedern und mittäglichen Provinzen verlangt man von der Erde einen Reiß, welcher beständig unter Wasser steht, sehr groß und alle Jahre zweymal eingeerndtet wird. In den höhern und trocknen Gegenden des innern Lands trägt der Boden Reiß, welcher aber nicht so groß ist, weniger Geschmack und Nahrungstheile hat, und der des Arbeiters Mühe des Jahrs nur einmal belohnt. Gegen Mitternacht findet man alle Getreidarten, welche den Europäern zur Nahrung dienen; sie sind daselbst auch in Menge und von so großer Güte, als in unsern fruchtbarsten Gegenden. Von einem Ende zum andern sieht man in China eine große Menge Hülsenfrüchte. Doch giebt es im mittäglichen Theil solche noch häufiger, wo sie mit den Fischen beym Volk die Stelle des Fleischs, das in andern Provinzen das gewöhnliche ist, vertretten. Aber was man kennt, was man allgemein thut, ist die Verbesserung der Ländereyen. Aller Dünger wird aufgehoben, mit der äußersten Wachsamkeit genutzt, und was aus der fruchtbaren Erde hervorkommt, wird gebraucht, um sie von neuem fruchtbar zu machen. Dieses große System der Natur, die aus ihren Ueberbleibseln neue Dinge hervorbringt, wird in China besser eingesehen und besser befolgt, als in allen andern Ländern der Welt. Die

Die erste Quelle der Feldwirthschaft der Chineser ist der Charakter der arbeitsamsten Nation, die mann kennt, und eine von denen, deren physische Beschaffenheit am wenigsten Ruhe erfordert. Alle Tage des Jahrs sind Arbeitstage für sie, außer dem ersten, der den gegenseitigen Besuchen der Familien, und dem letzten, der dem Andenken an die Voreltern geweihet ist. Das eine ist eine gesellschaftliche Pflicht, das andre eine häusliche heilige Verehrung. Bey dieser Nation von Weisen ist alles, was die Menschen bildet und gesittet macht, Religion, und die Religion selbst ist weiter nichts, als die Ausübung der gesellschaftlichen Pflichten. Es ist ein reifgewordnes und vernünftiges Volk, das nur den Zügel der Gesetze braucht, um gerecht zu seyn. Der innerliche Gottesdienst ist die Liebe zu seinen todten oder lebenden Väter, der äußerliche Gottesdienst ist die Liebe zur Arbeit, und die Arbeit, die am heiligsten geehrt wird, ist der Ackerbau.

Man verehrt dort die Großmuth von zwey Kaisern, die den Staat ihrer Familie vorzogen, und ihre eigene Kinder von dem Thron entfernten, um von dem Pflug hervorgenommene Männer auf denselben zu setzen. Man ehrt dort das Andenken dieser Ackerleute, welche den Grund des Glücks und der Dauer des Reichs in dem fruchtbaren Schoß der Erde suchten, welche die unerschöpfliche Quelle der wieder aufsteigenden Staaten und der Vermehrung der Menschen ist.

Nach dem Beyspiel dieser landbauenden Könige müssen es alle chinesischen Kaiser vermöge ihres Stands seyn. Eine ihrer öffentlichen Verrich-

tungen besteht darinn, daß sie im Frühjahr die Erde aufpflügen, mit einem festlichen Pomp, der alle Ackerleute aus der Gegend herbeylockt. Sie laufen haufenweise herzu, Zeugen von der feyerlichen Ehre, die der Fürst der ersten aller Künste erweist, zu seyn. Hier findet man nicht, wie in den Fabeln Griechenlandes, einen Gott, der die Heerden eines Königes hütet: sondern den Vater des Volks, welcher sich mit schwerer Hand auf den Pflug lehnend, seinen Kindern die wahren Schätze des Staats zeigt. Bald darauf kehrt er wieder nach dem Feld hin, das er selbst gepflügt hat, um den Saamen darein zu werfen, den die Erde verlangt. Dem Beyspiel des Fürsten folgen die Statthalter in allen Provinzen nach und verrichten dieselben Ceremonien in Gegenwart einer Menge Ackerleute. Die Europäer, die diese Feyerlichkeiten zu Kanton gesehen haben, können nicht ohne Rührung davon reden. Sie veranlassen uns zu bedauren, daß doch dieses politische Fest, dessen Zweck ist, zur Arbeit zu ermuntern, in unsern Gegenden an der Stelle so vieler heiligen Festtage eingeführt werden möchte, die durch die Faullenzerey erfunden zu seyn scheinen, um die Felder unfruchtbar zu machen.

Man muß sich freylich nicht vorstellen, daß der Hof von Pekin im Ernst sich mit ländlichen Arbeiten beschäftige: die Künste der Pracht sind in China zu hoch getrieben, als daß diese äußerliche Handlungen etwas anders seyn sollten, als eine bloße Ceremonie. Aber das Gesetz, das den Prinzen nöthigt, den Stand der Ackerleute so zu ehren, muß dem Landbau zum Vortheil

gereichen. Diese Achtung, die der Landesherr gegen die allgemeine Denkungsart bezeugt, hilft diese fortpflanzen; und der Einfluß der Denkungsart ist die vornehmste Triebfeder der Regierung.

Dieser Einfluß der Regierung wird in China durch Ehrenbezeugungen erhalten, die man allen denjenigen Ackerleuten ertheilt, welche sich im Ackerbau hervorthun. Wenn einer darunter eine für seine Handthierung nützliche Entdeckung gemacht hat, wird er an Hof berufen, um dem Prinzen seine Einsichten mitzutheilen, und der Staat läßt ihn in allen Provinzen herum reisen, die andern nach seiner Methode anzuweisen. Kurz, in einem Land, wo der Adel kein erbliches Andenken, sondern eine persönliche Belohnung ist, in einem Land, wo man weder Adel noch Unadel, sondern bloß das Verdienst unterscheidet, werden mehrere Magistratspersonen, und andre Leute, die man zu den ersten Stellen des Reichs erhebt, aus den Familien der Ackerleute gezogen.

Diese Ermunterungen, die mit den Sitten verbunden sind, werden noch durch die besten politischen Einrichtungen unterstützt. Alles, was seiner Natur nach nicht abgetheilt werden kann, als das Meer, die Flüsse, die Kanäle, ist gemeinschaftlich, alle haben den Genuß, kein einziger das Eigenthum davon. Die Schiffahrt, die Fischerey, die Jagd steht jedem frey. Ein Bürger, der ein empfangenes oder erworbenes Gut besitzt, erlebt nicht, daß es ihm durch tyrannische Mißbräuche der Lehnsgesetze streitig gemacht wird. Die Priester selbst, die überall so keck in Erdenkung von Ansprüchen sind, haben das in China niemals gewagt. Ein erleuchtetes Volk würde

niemals ermangelt haben, den Bonzen für einen Wahnsinnigen anzusehen, welcher behauptet hätte, daß das Allmosen, welches er empfängt, ein von seinem Stand unzertrennliches Vorrecht wäre.

Die Mäßigkeit der Auflagen stellt vollends den glücklichen Wachsthum des Ackerbaus in Sicherheit. Ausser den in den Seehafen errichteten Zollstätten kennt man im Reich nur zweyerley Art von Auflagen. Die erste ist eine Abgabe von jeder Person und wird von jedem Bürger von seinem zwanzigsten bis zu seinem sechszigsten Jahr nach dem Verhältnis seines Vermögens bezahlt. Die andre liegt auf den Erzeugnissen, und beträgt den zwanzigsten, dreißigsten Theil nach der Beschaffenheit des Bodens. Freylich werden manche Kaiser, manche Staatsminister es versucht haben, die Ordnung in diesem Punct zu ändern; aber da das ein langwieriges Unternehmen ist, und kein Mensch sich schmeicheln konnte, lange genug zu leben, um den Erfolg davon abzusehen, so werden sie dasselbe aufgegeben haben. Die Bösen wollen unverzüglich den Genuß der Dinge haben, und dadurch unterscheiden sie sich eben von den guten Verwaltern. Diese überdenken Entwürfe, verbreiten nützliche Wahrheiten, ohne Hofnung selber sie fruchten zu sehen; aber sie lieben die werdenden Geschlechter wie die gegenwärtigen.

Die Erhebungsart der Auflagen in China ist eben so väterlich, als die Auflagen selbst. Die einzige Strafe, die man den Kontribuenten auflegt, die in Abtragung der öffentlichen Auflagen gar zu saumselig sind, besteht darin, daß man ihnen alte, kranke Leute und andre Arme zuschickt, die auf ihre Kosten leben sollen, bis sie ihre

Schuld

Schuld dem Staat abbezahlt haben. Man sucht durch den Anblick, durch das Geschrey des Elends und durch die Thränen des Hungers die Menschlichkeit im Herzen des Bürgers rege zu machen; nicht aber sein Gemüth aufzubringen, und Erbitterung bey ihm zu erregen, durch das gewaltsame Wegnehmen seiner Habseligkeiten, nach Art der europäischen Finanzverfassung, durch die Drohungen einer übermüthigen Soldatesque, die sich auf Diskretion in ein Haus, das den hundert Schlünden des Fiskus preis ist, einlagern. Gewisse Mandarinen empfangen den Zehnten der Ländereyen in Natur, und die Kopfsteuer an baarem Geld. Die Obrigkeit jeden Orts legen durch die Hände des Steuereinnehmers der Provinz den Ertrag dieser Einnahme aller Auflagen in den Reichsschatz.

Die Bestimmung der Einkünfte verhindert den Unterschleif in der Einnahme. Man weiß, daß ein Theil dieser schuldigen Einrichtung zum Unterhalt der Magistratspersonen und Soldaten bestimmt ist. Der Preis des Theils, den man verkauft, wird in die Schatzkammer des Staats zu öffentlichen Bedürfnissen gelegt. Endlich bleibt ein Theil davon in Magazinen, bis zu Zeiten der Noth, wo man dem Volk das wieder giebt, was es in Zeiten des Ueberflusses gleichsam vorgeschossen hatte.

Unterthanen, die so viele Vortheile genossen, mußten sich in einem Land, wo die Weiber außerordentlich fruchtbar sind, und wo nichts so selten ist, als die Schwelgerey; wo der große Umfang der Vaterrechte nothwendig den Hang zu einer

zahlreichen Nachkommenschaft einflößt; wo in den Glücksgütern eine Gleichheit herrscht, welche anderswo die Ungleichheit der Stände unmöglich macht; wo die Lebensart überall einfach und wenig verschwendrisch ist, und immer auf die strengste Sparsamkeit abzweckt; wo die Kriege weder häufig, noch mörderisch sind; wo der ehelose Stand durch die Sitten verbannt ist; wo die gesunde Beschaffenheit des Himmelsstrichs alle Seuchen abhält. Auch giebt es in der ganzen Welt keine so bevölkerte Gegend. Sie ist es aber nur zu sehr, denn die Jahrbücher des Reichs bezeugen, daß es wenig schlechte Erndten gebe, die nicht Aufruhr verursachen.

Man muß die Ursachen, die dem Despotismus in China Schranken setzen, nicht weiter suchen. Diese häufigen Revolutionen setzen ein Volk zum Grund, das einsichtsvoll genug ist, zu empfinden, daß die Achtung für das Eigenthumsrecht, der Gehorsam gegen die Gesetze nur Pflichten vom zweyten Range sind, die den unverjährlichen Rechten der Natur, welche die Gesellschaften nur, um den Bedürfnissen der Menschen, aus denen sie bestehen, abzuhelfen, hat errichten können, untergeordnet sind. Wenn an den Dingen, die die Natur nothwendig heischt, ein Mangel ist, so erkennen die Chineser nicht mehr eine Macht, die sie nicht ernährt. Das Volk zu erhalten, macht das Recht der Könige aus. Religion und Moral lehren in China keine andere Grundsätze, als diese.

Der Kaiser weiß, daß er ein Volk beherrscht, welches den Gesetzen nur so lange anhängt, als diese sein Glück ausmachen. Er weiß, daß, wenn

wenn er sich nur einen Augenblick dem Geist der Tyranney, der an andern Orten so gemein ist, überließe, gewaltige Erschütterungen ihn vom Thron stürzen würden. Daher wirft er, der an der Spitze eines Volks steht, das die Augen auf ihn hat und ihn beurtheilt, sich nicht zu einem heiligen Schreckenbild auf, dem alles erlaubt wäre. Er zerreißt nicht den unverletzlichen Vertrag, durch den er auf den Thron gekommen ist. Er ist so überzeugt, daß das Volk seine Rechte kennt und sie zu beschützen weiß, daß, wenn eine Provinz über den Mandarin, der sie regiert, klagt, er ihn ohne weitere Untersuchung zurück beruft, uud ihn einem Gerichtshof übergiebt, der ihn straft, wenn er schuldig ist. Aber wäre er auch unschuldig, so würde er nicht wieder eingesetzt Es ist schon ein Verbrechen an ihm, daß er dem Volk misfallen hat. Man begegnet ihm, wie einem ungeschickten Lehrer, der einen Vater um die Liebe, die seine Kinder für ihn hegen, brächte. Eine Nachgiebigkeit, die anderswo eine beständige Gährung unterhalten, und die Quelle von unendlichen Ränken seyn würde, verursacht in China, dessen Einwohner von Natur sanft und gerecht sind, und dessen Regierung auf diese Art eingerichtet ist, daß ihre Abgeordneten nur selten scharfe Befehle zum Vollstrecken erhalten, nichts schlimmes.

Diese Nothwendigkeit, in welcher der Fürst ist, gerecht zn seyn, muß ihn weiser und einsichtsvoller machen. Er ist in China, wessen man andere Prinzen überall überreden will, daß es sie sind, der Abgott der Nation. Es scheint, daß die Sitten und die Gesetze mit vereinigten Kräften

darauf abzielen, die Grundmeinung festzusetzen, daß China eine Familie ist, deren Haupt der Kaiser ist. Nicht als Eroberer, nicht als Gesetzgeber hat er Gewalt, sondern als Vater: als Vater herrscht, belohnt und straft er in den Augen der Chineser. Diese süße Empfindung giebt ihm mehr Macht, als alle Soldaten von der Welt und die Kunstgriffe der Staatsminister den Despoten der andern Nationen geben können. Man kann nicht glauben, welche Ehrfurcht, welche Liebe die Chineser für ihren Kaiser haben; für ihren Vater, oder wie sie sich ausdrücken, für den großen Vater, für den allgemeinen Vater.

Diese öffentliche Verehrung gründet sich auf diejenige, die durch die häusliche Erziehung eingeführt ist. In China behält Vater und Mutter eine uneingeschränkte Gewalt über die Kinder, sie mögen noch so alt, noch so angesehen geworden seyn. Die väterliche Gewalt und die kindliche Liebe sind die Triebfeder dieses Reichs; die Stütze der Sitten, das Band, das den Fürsten mit den Unterthanen, die Unterthanen mit den Fürsten, und die Bürger unter sich verbindet. Die Regierung der Chineser ist durch den Wachsthum in der Vollkommenheit zu dem Punkt wieder hingelangt, von dem die andern abgegangen sind, und sich zu entfernen scheinen, nämlich zur patriarchalischen Regierungsform, die diejenige ist, welche die Natur angiebt.

Dennoch würde die erhabene Moral, die seit so vielen Jahrhunderten die Glückseligkeit des chinesischen Reichs fort erhält, vielleicht allmählig in Verfall gerathen seyn, wenn schimärische,

mit der Geburt verbundene Vorzüge diese erste Gleichheit, die die Natur unter den Menschen festgestellt hat, und die nur durch die Gaben und Tugenden verändert werden darf, vernichtet hätten. In allen unsern europäischen Regierungen giebt es eine Klasse von Menschen, die bey ihrer Geburt einen von ihren moralischen Eigenschaften unabhängigen Vorzug mit auf die Welt bringen. Man nähert sich ihrer Wiege nicht anders, als mit Ehrfurcht. In ihrer Kindheit verkündigt ihnen alles, daß sie dazu geschaffen sind, den andern zu gebieten. Bald gewöhnen sie sich dazu, zu denken, daß sie von einer höhern Gattung sind; und da sie eines Stands und Rangs gewiß sind, so bemühen sie sich nicht mehr, sich dessen würdig zu machen.

Diese Einrichtung, die so viel mittelmäßige Staatsminister, unwissende Magistratspersonen und schlechte Generale hervorgebracht hat, findet in China keine Statt. Es ist da kein Erbadel. Das Glück eines jeden Bürgers fängt in ihm an, und endigt sich in ihm. Der Sohn des ersten Staatsministers hat im Augenblick seiner Geburt keine andern Vortheile als die, die er etwa von der Natur erhalten hat. Man adelt manchmal die Vorfahren eines Manns, der wichtige Dienste gethan hat: aber diesen blos persönlichen Vorzug nimmt er auch mit sich ins Grab, und es bleibt seinen Kindern nichts mehr übrig, als das Andenken und das Beyspiel seiner Tugenden.

Eine so vollkommene Gleichheit gestattet, daß man den Chinesern eine einförmige Erziehung geben, und ihnen gleiche Grundsätze einflößen kann.

kann. Es ist nicht schwer, Menschen, die gleich gebohren sind, zu überreden, daß sie alle Brüder sind. Bey dieser Meinung ist alles für sie zu gewinnen; bey der entgegengesetzten wär alles zu verlieren. Ein Chineser, der sich von dieser allgemeinen Brüderschaft aussondern wollte, würde alsbald ein unglückliches, allein gelaßnes Wesen werden: er wäre ein Fremdling mitten in seinem Vaterland.

Anstatt jener eitlen Vorrechte, die die Geburt fast in der ganzen übrigen Welt unter den Menschen festsetzt, bringt das persönliche Verdienst würkliche hervor. Ein Gesellschaft von weisen und einsichtsvollen Menschen, die gelehrten Mandarinen genannt, legt sich auf alle Wissenschaften, die sie zur Staatsverwaltung geschickt machen können. Durch Geschicklichkeiten und Einsichten kann man allein in diese ehrwürdige Gesellschaft kommen. Reichthümer verschaffen kein Recht dazu. Die Mandarinen erwählen selbst diejenigen, die sie für gut befinden, sich zuzugesellen; und vor dieser Wahl geht immer eine strenge Prüfung vorher. Es giebt verschiedne Klassen derselben, und man erhebt sich von der einen zu der andern, nicht nach dem Alter, sondern nach den Verdiensten.

Unter diesen Mandarinen wählt der Kaiser nach einer Gewohnheit, die so alt ist, als das Reich selbst, die Staatsminister, die obrigkeitlichen Personen und die Statthalter der Provinzen; mit einem Wort, alle diejenigen Verwalter, die unter verschiedenen Benennungen dazu berufen sind, Antheil an den Regierungsgeschäften zu nehmen. Seine Wahl kann auf keine andre, als fähige und versuchte Subjekte fallen, und

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raynal, Guillaume Thomas François, 1713-1796

Wilhelm Thomas Raynals philosophische und politische Geschichte der Besitzungen und Handlung der Europäer in beyden Indien

Bd.: 1.

Kempten (1783)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.o.235(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11450739-2
VD18 90116291